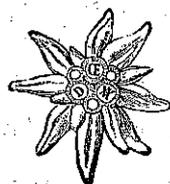


Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.Oe. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, Jänner 1931

Nummer 1

Eine Bergfahrt in der Palagruppe.

(31. Begehung der Schleierkante an der Cima della Madonna.)

Gedr. Artmann, Kufstein.

Etwas müde und abgesspannt entstiegen wir in San Martino dem großen Postauto, froh, daß die lange Fahrt beendet war. Obwohl die starke Sonne des Südens ermüdend auf uns einwirkte, so hatten wir nichtsestoweniger eine Autofahrt auf den Straßen eines der schönsten und eindruckvollsten Gebiete der Dolomitenwelt vollsten Genusses miterlebt und unsere Unternehmungen in den Dolomiten schienen somit einen guten Anfang zu nehmen. San Martino selbst hatten wir uns etwas anders vorgestellt. Hotel an Hotel reiht sich da an den spiralförmigen Straßenverlauf, und zwar Hotels von ganz gewaltigem Umfang. Hier schien also der Ort unseres Bleibens nicht zu sein, wollten wir nicht unseren an sich schon etwas schwächtigen Geldbeutel den Garaus machen. Die Lage des Weltkurortes San Martino kann wirklich als großartig bezeichnet werden. In überwältigender Majestät entfaltet hier die Pala die ganze Wucht ihres Aufbaues und den Stimmungsgehalt des Bildes gibt der alte, verwitterte, auch vom Kriege verschont gebliebene Kirchturm als altes Wahrzeichen von San Martino. Das Wetter schien allerdings das nicht zu halten, was es in der Frühe beim Antritte unserer Fahrt in Bozen versprochen hatte, denn schwere Wolkenbänke lasteten über den Zinnen und Graten und verbargen uns auch den Blick auf unser Ziel, die Cima della Madonna.

Nachdem wir zum Aufbruch alles vorbereitet und das Gepäck im Gepäckraum des Hotels San Margherita verstaут hatten, mußten wir noch ein kleines Hagelwetter abwarten; hernach lichteten sich die Wolken wieder etwas, während es in der Gegend der Cima noch mächtig herumrortete. Die Sonne kam wieder heraus und wir machten uns reisefertig. Der einfache Weg führt über Wiesen und Almhöden, dann durch schütterten Hochwald, die Val de Rouda durchkreuzend, in eine Mulde am Ausgange jenes großen Kares, das sich am Fuße der Cima della Madonna erstreckt, hinüber. Wir hatten die Absicht, im oberen Karboden eine Beimacht zu beziehen; da wir aber in der Mulde eine Alm vorfanden, unterzogen wir sie zwecks Uebernachtung einer näheren Untersuchung und nach langen, vergeblichen Verständigungsversuchen

mit Rühbuben und Senner konnten wir doch endlich erfahren, daß ein Uebernachten zwar schwer, aber immerhin möglich wäre. Unsere beiden Würzburger Kameraden halfen dann diesem „Schwermöglich“ mit allerlei Leckerbissen nach und so ging es endlich doch. Der Senner räumte uns großmütigerweise eine Heukiste ein, jedoch mußten wir auch bei Polenta und Räs mithalten, was uns in Anbetracht der Entstehungsgeschichte dieser Mahlzeit weniger verlockte. Das Wetter klärte sich bis zum Abend nur vollständig auf und zum ersten Male sahen wir das Zwillingespaar, Saß Maor und Cima della Madonna in der Abendsonne leuchten. Ein unvergeßliches Bild! Gleich zwei mächtigen zu Stein erstarrten Riesenstammen schießen diese beiden fetten Gefellen in die Luft, jeden ihnen nahenden Bergsteiger in ihren Bann ziehend. Neugierst abweisend sah die letztere von dieser Seite aus und wohl jeden von uns erfüllte ein geheimes, unbestimmtes Gefühl im Bewußtsein, daß gerade durch diese Kante, die sich von uns aus als Wand zeigte, der Durchstieg ginge. Die Linie des Durchstieges konnte man also von dieser Seite aus schwer feststellen, da alle Gratbildung in die Wand verschwand. Eines aber war wohl jedem von uns klar, daß harte Arbeit dort oben unser harzte, die sich in ihrer Art wohl von unserer im Kaiser gewohnten unterschied. Die Wetterausichten schienen für den morgigen Tag glänzend zu sein und so begaben wir uns gespannt auf die Ereignisse des morgigen Tages in unsere Heukisten zur Ruhe. Kamerad Schenk beschloß, allen Vorstellungen unsererseits zum Trotz, in seinem Zelte zu bleiben, was er hernach bitter bereute, weil er den größten Teil der Nacht benützen mußte, um die vielen Besucher nach Mitternacht aus dem Reiche der Bierbeimer zu empfangen und abzufertigen.

Ein Gewitter weckte uns auf. Es war gerade 4 Uhr früh, also die Zeit zum Aufstehen. Es regnete in Strömen und Blitz und Donner folgten in rascher Aufeinanderfolge. Eine so heftige Entladung eines Gewitters um diese Zeit waren wir nicht gewohnt. Wir rechneten auf alle Fälle mit schlechtem Wetter für den heutigen Tag und legten uns wieder nieder. Da hatten wir uns aber großartig getäuscht. Ebenso schnell wie am Vortage verzog sich wieder das stürmische Wetter, ließ einzelne Nebelfetzen an den Graten hängen, vielleicht für späteren Gebrauch, und die aufgehende Sonne bescherte uns einen herrlichen Tag. Nun war aber alle Eile zum Aufbruche geboten und um 8 Uhr stiegen wir

pfadlos gegen den Ausgange des oberen Karbodens hinan. Durch das dichte Latschen- und Almrojenestrüpp kamen wir nur schwer vorwärts, so daß wir einen Versuch in dem ausgetrockneten Bachbette machten, und zwar mit Erfolg. In etwa einer Stunde erreichten wir das obere Kar, unter dessen Blöcken wohl leicht viele Möglichkeiten einer Beiwacht wären. Durch steile Sandriesen gelangten wir unmittelbar zum Fuße der Kante, die an die 1000 Meter von hier aus in ziemlicher Steilheit zum schlanken Felsgipfel führt. Hier wäre auch der rechtmäßige Einstieg der Kante, jedoch rät der Hochtourist, die untere nasse und brüchige, zirka 200 Meter hohe Stufe in großem Bogen nach rechts zu machen, was sehr vorteilhaft ist, wenn man eine Stunde sparen will. Zudem ist sie für die eigentliche Kante ziemlich belanglos und wird jetzt häufig umgangen. Die Umgehung nach rechts bewegt sich auf dem alten gewöhnlichen Weg und schwenkt erst oberhalb der Kante nach links ab und man gelangt auf eine begrünte Plattform, die das Dach des Sockels darstellt. Nun erst konnten wir den Aufbau des Sockels genau betrachten, weil wir nun ihr Profil vor uns hatten. Also nicht eine Wand ist es, sondern eine Kante, zusammengesetzt aus lauter Türmen, die sich an das Hauptmassiv anlehnen. Es war inzwischen schon 11 Uhr geworden und wir fragten uns, ob es nicht schon zu spät sei zum Einstieg. Der Hochtourist gab eine Normalzeit von 4 Stunden an und in Anbetracht des, wie wir glaubten, leichten Abstieges durch den Winkler-Ramin, hofften wir, doch noch früh genug aus den Felsen zu kommen. Das Verstauen der Rucksäcke machte uns einige Schwierigkeiten, da die wilden Bergschafe, die hier zu Hunderten das verwelkte Hochgebirgsgras abweiden, stürmisch auf uns losrannten und uns samt unseren Rucksäcken von unten bis oben abschupperten. Wir hielten es daher für ratsam, Lebensmittel besonders gut in die Rucksäcke zu verstauen, ebenso die Nagelschuhe an einen großen Stein anzubinden. Diese Vorsichtsmaßnahmen hatten wir nicht zu bereuen. Beim Verlassen verschreckten wir die wilden Tiere aus dieser Gegend und wir hofften, daß unser Gepäck ungestört bleiben werde. Nun querten wir auf schroffem, breitem Bande zum Einstieg in die Kante hinüber.

Ohne langes Suchen fanden wir den kurzen Ramin, der den Beginn der lustigen Kantenklettere darstellt. Wir gingen zunächst in zwei getrennten Seilschaften, bestehend aus den beiden Würzburger Herren Fallbacher und Schenk und Bruder Alfred und mir. In herrlich einfacher Kletterei gewannen wir rasch an Höhe. Wir merkten mit der zunehmenden Tiefe, daß wir schon mehr als die halbe Kante unter uns hatten. Die Freude hatte aber bald ein Ende. Nochmals legte sich die Kante zurück; durch eine gutgestufte Schrafenrinne gelangten wir zum Beginne des senkrechten Grataufschwunges, jener Stelle, an der einst unser unvergeßlicher, überall beliebter Kletterer Franz Kummer abstürzte.

Ein überhängender Riß, der sich zwischen einem angelehnten Turm und der Wand einschneidet, deutet den Beginn der Schwierigkeiten an. Eine Weinflasche bestätigte ebenfalls, daß wir am richtigen Wege waren. Bruder Alfred begann sich nun mit diesem Spalt, der oben in reine Rißkletterei ausartet, herumzubalgen. Langsam ging das Seil nach und gerade die lautlose Stille, die uns wie eine kleine Ewigkeit vorkam, sagte uns deutlich, daß dieser Ramin ein äußerst brutaler Geselle sein mußte. Die Umgehung des Rißüberhanges und der darauffolgende Riß selber schienen also noch schwerer zu sein als der Ramin selbst. Schon 30 Meter Seil waren abgelaufen, als plötzlich ein Zuruf uns verkündete, daß der Bruder die Scharte erreicht und somit guten Stand gefunden hatte. Nun kam die Freude auch an uns, diese Art von Rißkletterei zu kosten und alle waren wir der Meinung, daß ihm der Preis der Schwierigkeit zuerkannt werden müsse. Das nun folgende Stück darf wohl als das schönste bezeichnet werden, was die Kante bietet. Ungefähr 2 Seillängen geht es im Zickzack in herrlich ausgelegter Wandkletterei empor. Der Fels ist hier kleingriffig, nahezu senkrecht und fest und zuverlässig. Diese stark hinausdrängende Arbeit an lustiger Kante war

wohl einzig in ihrer Art und in diesem Ausmaße uns neu. Ungefähr nach der ersten Seillänge begann es zu hageln. Ein heftiges Gewitter mußten wir über uns ergehen lassen; es hemmte unseren Fortschritt ganz erheblich. An dürftigen Tritten und Griffen verharren wir fast eine Stunde, bis das Gewitter sich wieder verzogen hatte. Jedoch waren Kleider und Felsen durchnäßt und ein Weiterklettern erheischte doppelte Vorsicht. Die lustige Kantenklettere schließt mit einem ziemlich ausgelegten Quergang ab. Nun folgte etwas leichtere Kletterei und der Gipfel des vorletzten Graturnes war erreicht. Als wir nun von hieraus noch einmal den steilen Aufschwung der Kante verfolgten, bemerkten wir mit nicht gerade angenehmer Ueberraschung, daß die wilden Bergschafe eifrig um unsere Rucksäcke her waren und wir ahnten wohl, was da unten vorging. Jedoch trösteten wir uns, hatten wir ja doch uniere Rucksäcke und Nagelschuhe an einem großen Stein festgebunden, aber diesen verwilderten Tieren war ja schließlich alles zuzutrauen. Der folgende Teil der Kante ließ uns nun diese „Gefahr“ wieder vergessen. Ein tiefer Spalt trennt die beiden letzten Türme. Die jenseitig aufsteigende Wand versprach wohl ganz schöne Tritte und Griffe, jedoch war ein Hinüberspreizen für uns eine etwas schwierige Sache. Nachdem wir uns eine Zeitlang mit dem Einfangen eines Gratackens bemüht hatten, erbot sich unser längster Kamerad Schenk, den Spreizschritt zu wagen. Es glückte ihm, eine Seilschlinge drüben festzubinden. Diese Seilschlinge bot eine genügende Sicherung für unseren Ersten, der den Spalt nun mühelos übersehen konnte. Die folgende Wand ist ein würdiger Schlußstein aller vorhergegangenen Schwierigkeiten. Am obersten Ueberhang kam uns noch einmal der Ernst dieser lustigen Kantenklettere zum Bewußtsein. Nach diesem letzten Stück legt sich die Kante erheblich zurück und kann eigentlich nur mehr als Grat angesprochen werden. Durch ein längeres Raminstück gelangten wir endlich zum wagrechten Gipfelgrat und zum Gipfel selbst.

Eine Felsfahrt, die ob ihrer Eigenart in der Kletterei und durch den Ernst der Gefahren, die sie in sich birgt, niemals unserem Gedächtnis entschwinden wird, lag hinter uns. Schon lange hatten wir im heimischen Kaiser von Münchner Bergsteigern von dieser Kante sprechen gehört und wie oft war es beim Wunsche nach dieser Bergfahrt geblieben. Und heuer endlich ist dieser Traum langer Jahre in Erfüllung gegangen; heuer durften wir unseren Fuß auf das Haupt dieser stolzen Zinne setzen, dank der hilfreichen Hand, die die Sektion uns bot. Ein Blick auf die Uhr lehrte uns, daß es höchste Zeit war, an den Abstieg zu denken. Es war schon 6.30 Uhr geworden. Dicke Nebelschleier, die Nachschwaden des Gewitters, begannen den Gipfelgrat einzuspinnen und das Tageslicht nahm merklich ab. Unter dem Steinmann fanden wir in einer alten Blechhülle das kleine, ganz verwitterte Gipfelbuch vor. Viele Namen bekannter deutscher und auch Ruffsteiner Bergsteiger waren da zu lesen. Nach flüchtiger Eintragung kletterten wir den Grat entlang zu einem Felsvorsprung abwärts, um einen Ueberblick über den Abstiegsweg zu gewinnen, jedoch der eingefallene Nebel und die fortgeschrittene Dunkelheit verhinderte uns jedes Zurechtfinden. Nach langem Hin- und Hersuchen fand einer von uns eine Steindaube am äußersten Ende des Grates, die uns den Ausgange des Winkler-Ramines verriet. Ein Haken sang im Fels. Eine 20 Meter hohe Abseilstelle brachte uns auf ein Band. Nach weiteren 20 Meter Abseilens gelangten wir auf eine Schuttrasse. Wir suchten dort, Bruder Alfred 20 Meter abseilend, gangbares Gelände zu finden. Durch langes Hin- und Herleuchten kam er endlich zur Einsicht, daß hier kein Durchkommen mehr möglich war. „Hier ist alles a—glatt“ tönte es von unten. In der Meinung, daß wir uns richtig verrannt hatten, beschloßen wir, eine Beiwacht zu beziehen, doch die feuchten Kleider und die zunehmende Kühle zwangen uns weiterzuklettern. Der Himmel klärte sich etwas auf und der Mond beleuchtete ab und zu die uns völlig unbekannt Bergwelt. Ein Band, das von links nach rechts auswärts zur Kante führte, vermittelte uns den Weiterweg. Der brüchige Fels forderte im Mondschein eine besondere Vorsicht. Wir waren nun

auf die Nordseite des Berges gekommen und sahen in der Tiefe das Lichtmeer von San Martino. Ein Gedanke an die molligen Betten, die dort unser hartten, brachte uns zu dem Entschluß, uns so schnell als möglich abzuseilen, um in die Scharte zwischen Cima della Madonna und Saß Maor zu kommen. Ein Zufall war es, daß einer von uns, einen Griff suchend, auf eine Seilschlinge mit Ringhaken tastete. Wir waren unserer Sache sicher, daß wir auf dem richtigen Wege waren. Eine 20 Meter hohe Abseilstelle führte uns auf ein Band, auf welchem wir in die eben erwähnte Scharte hinüberqueren konnten.

Einen ganz gewaltigen Eindruck machte der mächtige Ueberhang des Gipfelgrates, der in die Scharte abbricht, auf uns. Mondschein und ziehende Nebelschladen machten diesen zirka 200 Meter hohen Abbruch zu einem mächtigen Ungeheuer, das über die Scharte hereinzuwürgen scheint. Ein typisches Dolomitenbild. Durch die Schlucht kamen wir nun schnell tiefer. Eine sperrende Wandstufe zwang uns endlich um 2 Uhr morgens, doch zu bivaklieren. Bei Tagesgrauen sahen wir, daß wir uns nur mehr etwa 60 Meter über dem Geröll befanden, welche wir durch weiteres Abseilen schnell hinter uns brachten. Eine kleine Überraschung wartete noch unser. Auf halbem Wege zu unseren Rucksäcken fand Freund Faltenbacher seinen Pullover mit halb abgebissenem Ärmel und bei der weiteren Suche fanden wir in der Gegend des Rucksackes Nagelschuhe, Reserversocken und Patschen, ferner Karten und Führer in ganz bedauerlichem Zustand herumliegen. Von den Tätern war natürlich keine Spur mehr vorhanden. Dieser Umstand konnte jedoch unsere Freude über diese gelungene erste Dolomitenfahrt nicht schmälern und voll befriedigt stiegen wir zu Tale. In der Mulde, wo die Alm stand, trafen wir noch vier bekannte Münchner Bergsteiger, die die Cima in ihren Bannkreis gezogen hatte; wir aber gingen zwecks neuer Fahrten in der Marmolata-gruppe nach San Martino hinaus.

Berlin, im März 1930.

Lieber Schriftleiter!

Ob ich mit meinem Geschreibsel bei Dir Anklang finden werde, weiß ich nicht, denn das Thema paßt so gar nicht zu den bisher gedruckten und für würdig befundenen Artikeln. Ich möchte mein Thema nennen:

Selbstüberhebung.

Was trieb mich und sicher 99 Prozent unserer Mitglieder in den Alpenverein? Der Sinn für Naturschönheiten; der Drang zum Sichselbsterkennen; die Erkenntnis des kleinen Staubkörchens Mensch in der Allgewalt Natur.

Man vergibt sich nichts von seiner Manneswürde, wenn man sich in den Bergen vor den Naturgewalten beugt. Man erkannte und erkennt noch heute die Macht über uns kleine Atome auf dem Erdball und respektiert sie.

Gern geben wir unserem Drang nach „oben“ nach, wenn uns erst wieder Bergwind um die Nase weht, nachdem wir elf Monate lang Asphalt gerochen haben, gemischt nicht nur mit Benzin, sondern neuerdings auch mit Petroleumgestank. Ja, ja, meine lieben Ruffsteiner. In Berlin kutschieren die Lastkraftwagen mit Petroleummotoren durch die Stadt.

Aber immer noch wie früher, so auch heute, wo man alt und grau mit den Bergen geworden ist, hört man gern auf die Worte Erfahrener und unternimmt nur, was denen möglich erscheint.

Anders ist es heute geworden. Die vielen Zeitungsnachrichten der letzten Tage über Lawinenunglücke in den Alpen fordern heraus zu scharfer Beobachtung des „Wie“ und „Warum“. Man liest

so häufig: „Die Partie mit dem und dem Führer verunglückte; entweder durch Rutsch eines Schneebrettes oder durch Verschütten im Lawinenbereich“.

Sch will hier keine Warnung ergehen lassen an passionierte, erfahrene Schiläufer, die aus sich selbst heraus wissen müssen, ob sie in dieser Jahreszeit, wo die Lawinengefahr nicht eine tägliche, sondern eine stündliche ist, Touren machen dürfen. Sie laufen „auf eigene Gefahr“. Leichtsinniger ist es schon von einem Schilehrer, eine Partie auf eine Tour mitzunehmen und mit ihr zu verunglücken. Hier muß eingehaft werden, ob der Schilehrer Bergerfahrung hat, also ob er Lawinengefahren umgehen kann oder nicht. Hier kann man sicher schon eher von Leichtsinnsprechen. Beinahe ebenso sicher, wie bei „Schihajern“ und „Ebenbürtigen“ beiderlei Geschlechts. Das gebärdet sich in den Bergen zur Winterzeit genau so wie im Sommer, als wenn Schnee keine Gefahren birgt. Erhaben über Raum und Zeit: Wenn's schief geht, nehmen wir ein Auto; oder wenn's finster wird, werden ja die Lampen eingeschaltet.

Mein Hauptaugenmerk richtet sich aber hierbei auf approbierte Führer unseres Alpenvereins. Hier liegt meines Erachtens ein großer Fehler. Sollte ein Führer, der 200 oder mehr mal das Matterhorn bezwungen hat, nicht wissen, daß eine Partie in dieser Jahreszeit zu 95 Prozent verunglücken muß? Waren die Teilnehmer berg- und winterfest, lasse ich es gelten; ich weiß nichts Genaues. Aber die letzten Unglücke mit Führern legen mir die Verantwortung nahe, daß die Warnung vor Gefahr hinter den schönen Mammon gestellt wird. Es ist heute leider verständlich, wenn ein Führer zu jeder Gelegenheit Geld verdienen will, weil er muß! Aber treffen derartige Zeitungsnotizen nicht zum größten Teil den Alpenverein in seinem tiefsten Innersten, wenn Menschentod auf das Konto seiner Führer gebucht wird? Wäre es da nicht angebracht, wenn Schuld des Führers nachgewiesen ist, der doch seine Alpen genau kennt, daß dem Führer das Patent des Alpenvereines entzogen wird? Ich kann mir vorstellen, daß Raseweise mit der Nachgiebigkeit ihres Führers rechnen und unterwegs andere Wege vorschlagen. Hier ist den Führern einzuprägen: „Alles hört auf meinen Befehl!“ Dabei muß es bleiben! Jede Wegabkürzung muß verhindert werden, die Berge sind nicht angetan für moderne Zweckmäßigkeit. Die mühsam gebauten Schotterserpentinien auf den Fuchsberg im Allgäu wurden rücksichtslos von oben herunter quer abgefahren. An den Schnittstellen war nichts mehr von gebautem Weg zu sehen. Die Hauptsache: Die Abfahrenden haben ihre Tour hinter sich! „Nach uns die Sintflut!“ Oder auf einer Tour auf die Wildspitze fuhr eine Partie von drei Mann rücksichtslos querab auf mich zu, der ich im Aufstieg war. Der erste kam knapp vorbei, der zweite und dritte rissen mich mit. Ein Zufall, daß ich meinen Pickel noch einrammen konnte, sonst kaufte ich rücklings ab. Derartiges Benehmen ist allmählich in den Bergen eingerissen. So wird manch einem Bergfreund auch schon die kleine Müllkiste auf dem Brandenburger Föchl aufgefallen sein: geköppte Weinflaschen, Sardinenbüchsen usw. Im Vergleich zur Personenzahl, die im Laufe eines Jahres das Brandenburger Föchl überqueren und der Besucherzahl des Grunewalds (bei Berlin, in 15 Min. Bahnfahrt zu erreichen), kommt mir der Grunewald trotz seiner bekannten Stullenpapieroase sauberer vor.

Sch weiß nicht, lieber Schriftleiter, ob Du auch alles Angeführte so schwarz siehst wie ich. Aber zu meiner Entschuldigung muß ich anführen, daß ich auch anderen die ungetriebene Schönheit der Berge gönne und verschaffen möchte, die ihnen von gewissenhaften Führern des Alpenvereins erschlossen und gezeigt werden. Ist es doch eine reine Freude, schon bei Beginn der Partie zu wissen, daß die Teilnehmer ungefährdet zurückkommen, weil sie Lawinengefahr nicht zu befürchten haben. Werden doch heute Führertouren von Neulingen in hohem Prozentsatz unternommen, die eben gerade in ihrem Führer das Heil der Zuberlässigkeit sehen. Ihre ganze aufgebrachte Courage klammert sich gerade an ihn,

den Berg- und Wetterfesten, dessen Armen und Beinen, dessen blig-artiger Entschlußkraft und zäher Ausdauer sie sich sorglos überlassen können. So schaut ein jeder Neuling zu seinem Führer auf, ihm verdankt er dann seine Erfahrungen, bis er Alleingehör geworden ist

Und so glaube ich, mein lieber Schriftleiter, denkst Du sie Dir auch alle. Darum mein Warntuch an den Alpenverein.

Nicht daß man umgekehrt den Führer auf Eventualitäten aufmerksam machen muß: bei Neuschnee, Latwinnenjahreszeit usw.

So, da hast Du einen Stoßseufzer eines Berliners. Geh' nicht zu scharf mit ihm ins Gericht, denn seine Bergsteigerei kann sich nur alle Jahre 3-4 Wochen lang austoben und den Geschmack an den Bergen mit ihren Wundern möchte ich noch in vielen wecken, die durch die Zeitungsnotizen nur Schrecken sehen.

Mit kräftigem „Berg Heil“

Ingenieur Richard Tell, Berlin, N 65, Samoafstraße 10.

Zusatz des Schriftleiters:

Ich gehe mit Dir, der Du den ehrwürdigen Namen des Schweizer Freiheitshelden trägt, gar nicht zu scharf ins Gericht. Im Gegenteil. Ich unterschreibe das Meiste Deiner wohlberechtigten Ausführungen. Ich möchte nur anführen, daß die mit Führern unternommenen Bergfahrten im allgemeinen doch größere Sicherheit gewährleisten; als Du anzunehmen scheint. Daß auch Führer mit Gefährten verunglücken, war von jeher der Fall, das liegt aber wohl an der Unzulänglichkeit jeder menschlichen Einrichtung und ein über allem Stehender, ein Gott, ist auch der beste Führer nicht. In Fällen, wo sich unzweifelhaft ein Verschulden des Führers nachweisen läßt, wird der Alpenverein den überlebenden Führer sicher zur Verantwortung ziehen lassen.

Jedenfalls danke ich Dir, lieber Einsender, aus geplagtem Schriftleiterherzen für den schönen und zeitgemäßen Beitrag und wünsche, daß recht viele Mitglieder sich an Dir ein Beispiel nehmen und mir die Arbeit für unsere Mitteilungen dadurch erleichtern, daß sie mir auch etwas aus ihren Federn zukommen lassen.

„Berg Heil!“

Nieberl.

Aus den Mitteilungen der Sektion Pilatus, des Schweizer Alpenklubs aus Nummer 10 im Oktober 1930.

Der Nieberl.

Der kleine Kerl dort. Der Führer der zwei Seilschaften. Kein heuriges Häschen mehr. Ich kenne ihn nicht. Doch, ich muß ihn schon gesehen haben. Wo, wo denn? Mein Kamerad hat's schnell. Er löst das Rätsel. „Das ist doch der Nieberl, weißt, der das Buch über Gehen in Eis und Schnee geschrieben hat. Nicht möglich. Jetzt steckt er seine Pfeife an. Schau jetzt richtig. Es ist zu typisch, keine Verwechslung möglich. — Tatsache. Es war der Nieberl. Aber nee, so eine Ehre, nicht für uns; für das Joch meine ich. Und sein Püchel. Dieser Püchel. Wie ihn die Führer befingerten. Von Hand zu Hand ging er. Ich bestaunte ihn auf Distanz. Nieber Pilatusmann, hättest du mich aber über diese Form befragt, ich hätte auch nur vielsagend mit den Achseln gezuckt, genau wie die Führer; ich hätte es auch nicht besser gewußt. Nee, so was!“

Persönliche Bemerkung dazu:

Als ich die eben angeführte, kleine Abhandlung zu lesen bekam, habe ich zuerst die Augen gewischt und dann nochmals gelesen, aber es stimmte alles. Warum mein Püchel eine so

sonderbare Beurteilung erfuhr, ist mir nämlich schleierhaft. Er ist laut Hartstempel erzeugt von: J. M. Anthamatten, Zermatt u. Saas und ausgesucht hat ihn mir mein Freund und Lehrmeister Ostler, der einer der besten Bergsteiger seiner Zeit war und vom Arbeitsgerät des Alpinisten schon ziemlich viel verstand. Nee, so was!

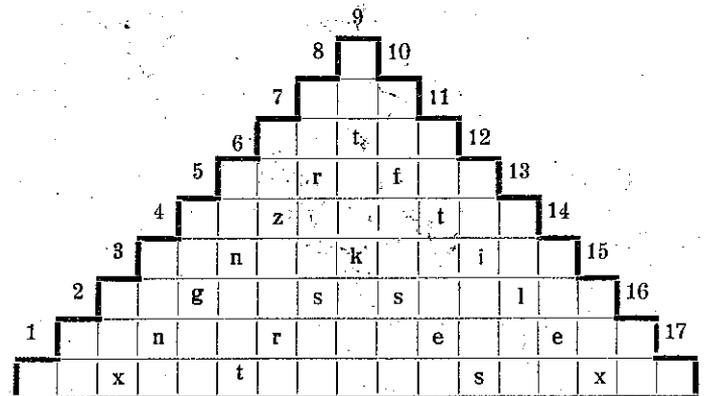
Franz Nieberl.

Von Herrn Dr. Herbert Avanzini, Börgl, ist folgendes Schreiben an den Vorstand des A. V. und des Schillubs Ruffstein eingelaufen:

Die Almhütte am Marbachjoch ist von der Schirriege des L. B. Börgl seit einer Reihe von Jahren gepachtet worden. Sie wird in der nächsten Zeit sechs Strohmattlagenlager erhalten und ist für Selbstversorger, die aus irgendwelchen Gründen die neue Hütte nicht besuchen wollen, bestimmt. Zutritt hat jedermann, in erster Linie unsere Mitglieder, die jedoch lieber die neue Hütte besuchen; dann Schirverbands- und Alpenvereinsmitglieder. Der Schlüssel ist beim Hüttenwirt der neuen Hütte erhältlich (Herrn Franz Bettinger) und dorthin zurückzustellen. Die Nächtigungsgebühr beträgt 50 Groschen, Tages- und Holzgebühr 10 Groschen.

Wir laden die Ruffsteiner Schiläufer herzlichst ein, von der Almhütte in diesem Sinne Gebrauch zu machen. Gleichzeitig bitte ich Sie, ihnen mitzuteilen, daß die des öfteren geübte Benutzung der Hütte durchs Fenster nicht mehr möglich ist.

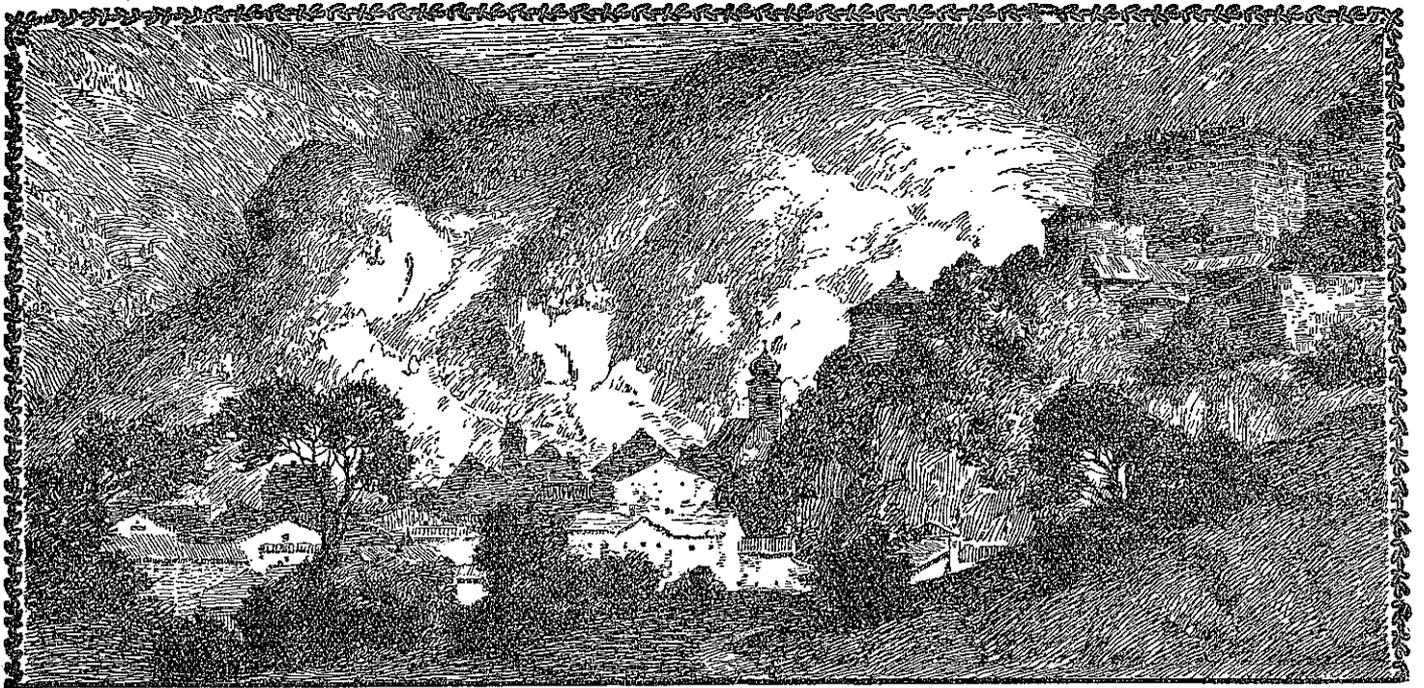
Ergänzungs-Rätsel.



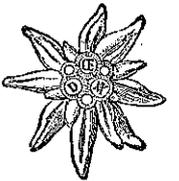
- Mittlaut
- Strom in Asien
- Gebirgsmassiv in den Ostalpen
- Erstersteiger einer „Aiguille“ und Bezeichnung für schroffe Berggipfel in den Westalpen
- Schweizer Berg
- Weiler in den Stubaiern
- Berühmter Berg in Steiermark
- Malerisch gelegener Gebirgssee in Südtirol
- Langjähriger hochverdienter Vorstand einer A. V.-Sektion
- Hochgebirgssee in Nordtirol
- Berg in der Silvretta-Gruppe
- Dorf am Nordfuße eines gleichnamigen Alpenpasses
- Dolomitenberg
- Geschichtlich denkwürdiger Berg
- Dorf, Tal, Joch und Ferner in Nordtirol
- Gebrauchliche Abkürzung für zwei im Zusammenhange häufig vorkommende Wörter
- Selbstlaut

Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter ergeben in der Richtung 1-9-17 einen Berggipfel im Kaisergebirge.

A. Witschel, Ruffstein



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.Oe. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, Februar 1931

Nummer 2

O quae mutatio rerum!

Zu deutsch:

Es ist alles anders geworden.

L. Rebein.

Ein sonderbares Geschick hat mich vor 20 Jahren aus Kufstein verschlagen. 1931 war's. Ich hatte inmitten meiner lieben Bergsteigergruppe gerade an einem Gamschmaus teilgenommen. Das stattliche Tier war von einem guten Duzend der wackeren Kämpen bis auf die Knochen verzehrt worden und um den immerhin nicht unbedenklichen Genuß von soviel Fleisch einigermaßen beförmlich zu gestalten, wurde ein Knödelgebirge von 150 Knödeln abgetragen — unsere bedeutendsten Knödelfresser hatten darauf wochenlang trainiert und waren daher zum Glück in Hochform. Dazu rann der Tiroler Note in kleinen Strömen und auch das Feuerwasser ward nicht gespart. Heiter und doch etwas betrübt, in der bekannten Stimmung leichten Angesäueltseins, ging ich nach Hause — das Licht im Schlafzimmer brannte noch, obwohl es der werdende Tag schon erfolgreich ablöste. Meine Frau hielt mir ein Telegramm entgegen: „Ich gratuliere. Sie sind zum Obersten aller Oberzollfinanzräte ernannt. Berlin erwartet mit Spannung das Eintreffen seines höchsten Reichszollbeamten. Um Ihre ungeheure Arbeitskraft ganz auszunützen, werden Sie sofort gleichzeitig Vorstand von 100 Hauptzollämtern und Präsident von 10 Landesfinanzämtern. Selbstverständlich ist Ihnen das Reichsfinanzministerium unterstellt. Zollmaier, Generalzollmeister.“

Meine Frau hat und flehte, diese glänzende Stellung ja nicht auszuschlagen; ich war in Weinaune und gab nach einigem Zögern meine Zustimmung. Schließlich ist Kufstein ja recht nett, aber meine schon immer gehegte Vorliebe zur Großstadt gab doch den Ausschlag. Ich wurde noch rasch Ehrenvorsitzender der Alpenvereinssektion Kufstein, bekam den goldenen Ehrenschi des Schi-Klubs, mein lieber Freund Bürgermeister Birmoser überbrachte mir unter Tränen, deren sich auch der mitanwesende Verkehrs-gewaltige Kemter nicht erwehren konnte, den Ehrenbürgerbrief des Polentaviertels. Dann kam ich nach Berlin und amtierte dort glänzend volle 20 Jahre. Ich hatte ungeheuer viel zu tun, um mit meinen 100 Hauptzollämtern und 10 Landesfinanzämtern nur

halbwegs fertig zu werden, vom Reichsfinanzministerium gar nicht zu reden, mit dem sogar noch tüchtigere Leute nicht fertig geworden sind. Es kam mir inmitten dieser vielen Arbeit gar nicht zum Bewußtsein, den Bergen fern zu sein und in meiner beispiellosen Gewissenhaftigkeit nahm ich mir innerhalb dieser 20 Jahre keinen Tag Urlaub. Die einzige Verbindung, die ich noch hatte, war eine alljährlich eintreffende Ansichtskarte: die Getreuen vergaßen nie meines Geburtstages. Einmal wäre ich beinahe versucht gewesen, gleich nach Empfang einer solchen Karte Urlaub zu nehmen. Franz Ploner, der inzwischen längst Geheimer Obermedizinalrat geworden war und in den neu eingerichteten Sanatorien Kufsteins ein Heer von mindestens hundert zumeist recht jungen und hübschen Krankenschwestern befehligte, schrieb mir zu meinem 75. Geburtstag im Februar 1951: Bergiß nicht auf unsere Abmachung, daß ich dich, wenn du 75 Jahre alt geworden, auf den Stripstempel zu führen habe. Alles ist bereit. Ich habe eigens ein ganz neues Seidenseil von 90 Meter Länge aus London kommen lassen, wo unser Kaver Kraft im Verein mit dem bekannten Schi-Faltboot- und Skelettonmeister Voisl Hasenkopf ein weltbekanntes Sportgeschäft eingerichtet hat. Natürlich ist er zu diesem Zweck Engländer geworden. Uebrigens hat sich auch Oberparkassendirektor Nanko als Schweizer in Zermatt niedergelassen, um den Trifuminägeln alle Zeit recht nahe zu sein. Pfiu, Schande über ihn. Heil dir, Franzl. Nachschrift: Ich führe jetzt den Spitznamen „trodenner Kamin“, da ich seit Jahren schon Präsident des Klubs der Kufsteiner Trockenlegung bin, worin mich meine besten Freunde, die Herren Stadtpolizisten, wacker unterstützen. Immerhin — wenn du kommst, wird der Kamin ausnahmsweise naß werden. Nochmals Heil!

Dieses Schreiben gab mir zu denken. Alte Erinnerungen dämmerten auf in meinem von tausend zolltechnischen Fragen durchkreuzten Gehirn. Ich rief meiner Frau, die eben Hut und Mantel angelegt hatte, um zum 5-Uhr-TEE der politisch reifen Frauen Deutschlands zu fahren; sie spielte dort als erste Präsidentin keine geringe Rolle. Der Brief gefiel ihr gar nicht recht. Sie war vollendete Großstädterin geworden, wollte von den Bergen, diesen nach ihrer Ansicht unzeitgemäßen und unbequemen Unterbrechungen der Landschaft, nichts mehr wissen und wurde darin allezeit von unserem Hausgeist Woidl Unterguggenberger unterstützt, die sich

zur wasschechten Berlinerin gewandelt hatte. Trotz Rheumatismus und weißer Haare (Schnitt Bubikopf mit falschen Zöpfen) war sie jugendlich elastisch geblieben und ein Gang durch die belebtesten Straßen und Plätze von Großberlin schien ihr eine Selbstverständlichkeit, ihr, die früher geglaubt hatte, Ruffsteins Autoverkehr sei die Grenze des Erträglichen. Schließlich meinte meine Frau: „Ich habe ja nichts anzuziehen für diese verrückte Tiroler Reise.“ Diesen Einwurf hatte ich als alter Praktikus erwartet. Ich versprach ihr, sie bestimmt nicht mit Nagelschuhen und dergleichen Scheußlichkeiten zu belästigen, sie brauche auch gar nicht an die längst überwundenen Turn- und Schwimmanzüge zu denken, sie solle sich nur aussuchen, was an Seiden, Pelzen und Schuhwerk ihr Herz begehre. Da leuchtete ihr Auge freudig auf und die Reise ward für 1. Juli beschlossen.

In den kurzen Arbeitspausen, die mir meine ausgedehnte Verwaltungstätigkeit gönnte, beschäftigte ich mich, der ich ja Ruffstein und seine Berge fast vergessen hatte, etwas mit dem einschlägigen Schrifttum. Meine alpinen Bücher und Karten verstaubten zwar jämmerlich auf den weitläufigen Dachböden meiner dienstlichen Zollresidenz, aber sie nützten mir schließlich mehr als die neuzeitlichen Führer und Karten, die ich mir vom Konzern der Vereinigten Papierfabriken und Buchdruckereien G. d. Vippott d. Tg. hatte kommen lassen. Entweder ich konnte nicht mehr Kartenlesen oder es hatte sich verschiedenes in meiner Abwesenheit begeben, was ich nicht mehr verstand. In der 237. Auflage der Wetterföhen Umgebungskarte von Ruffstein kam ich nicht mehr zurecht, da ich darauf keine Tischojerschöhle, keinen Pfandhof, kein Hinterbärenbad usw. mehr fand.

Nun, das würde sich an Ort und Stelle schon geben. Zur Vorsicht und ohne daß meine Frau etwas merkte, richtete ich an alpiner Ausrüstung her, was mir für die Ersteigung des Stripfentkopfes als notwendig erschien. Da insbesondere die Kleidungsstücke gut eingekampft waren, befand sich das Zeug in leidlichem Zustand, bloß der Eispickel zeigte Kostschäden. Schwierigkeiten machte mir schließlich die Auswahl einer Tabakspfeife. Ich hatte mir natürlich in Berlin die plebejische Pfeife ab- und die vornehme Zigarette angewöhnt. Schließlich fand ich auch da noch einen alten Klöben mit Porzellankopf und schönem darauf gemalten Auerhahn. Der Tag der Abreise war gekommen. Rascher als gedacht, saßen wir in dem mit elektrisch betriebenen Propellern ausgestatteten Expreszug und brausten unaufhaltsam südwärts. Als in der Gegend von Rosenheim die Berge auftauchten, wurde mir das Herz doch wieder etwas warm und sogar meine Frau sah einige Male mit einem gewissen Interesse vom Lesen der neuesten Modezeitungen auf und zum Fenster hinaus. Bei Kieferfelden schon fuhren wir in den Ruffsteiner Bahnhof ein, denn so stark hatte sich der vergrößern müssen, seit Ruffstein sich zum ersten Sommerfrischort von Europa und zum zweiten Winterportplatz der Welt (den ersten Rang behauptete merkwürdigerweise immer noch Ritzbühl) entwickelt hatte, wie mir natürlich längst aus den Zeitungen bekannt war. In einer ganz ungeheueren Bahnhofshalle, weit größer noch als der weltberühmte Leipziger Bahnhof, hielt der Zug. Die Bergsteigergruppe hatte ganze Arbeit geleistet und sich nahezu vollzählig zum Empfang eingefunden. Sogar Kaver Kraft aus London und Emil Jankowitsch aus Zermatt waren herbeigeilt. Der erstere trug allerdings den in Bergsteigerkreisen sonst nicht üblichen englischen Zylinder, sowie eine Lammfelljacke aus Turkestan, wogegen Santo das Ebenbild eines vornehmen Walliser Führers darstellte: Walliser Hut mit rotem Halstuch, prima Walliser Boden und erstklassige Trifuminagelschuhe Marke Engadin. Die Stadt hatte eine Abordnung von 30 Magistratsmitgliedern entboten, der Fremdenverkehrsverein erschien mit Generaldirektor Haberl an der Spitze — ich wunderte mich, da ich anfangs glaubte, mich erinnern zu können, derselbe sei seinerzeit Mitglied der Bergsteigergruppe gewesen, erfuhr aber alsbald, daß schon längst eine G. m. b. H. aus Bergsteigergruppe und Fremdenverkehrsverein entstanden war, die in engster Zusammenarbeit Schulter an Schulter dafür kämpfte, daß endlich genügend Ruhebänke in der Umgebung

der Stadt aufgestellt wurden und daß insbesondere die restlose Erschließung des Hochsees, des Lausbichls, der Festung Geroldsee und des Wilden Kaisers von statten ging.

Zoll und Paß bereiteten keine Schwierigkeiten, im Gegenteil. Mein früherer Amtsvorstand hatte dem ganzen deutschen Zollamt eine Stunde freigegeben, damit sich dessen Angehörige den früheren, jetzt zu so hohen Würden emporgestiegenen Amtsgenossen persönlich betrachten konnten; er selbst war dazu in vollster Uniform, angetan mit allen seinen Orden und Ehrenzeichen erschienen. Zwischen diesen meinen früheren Amtsgenossen und einer Schar weiß gekleideter Mädchen schritt ich mit meiner Frau hindurch und gelangte unter Vorantritt des ehemaligen Europameisters im Rucksackleichtgewicht Fritz Köhr, der inzwischen Chefdirektor des Kanadischen Weizenimports beim Getreide-, Bier- und Zementtrust Egger geworden war, auf den Bahnhofplatz. Der hatte sich stark verändert. Das ehemalige Hotel Gisela, gewaltig vergrößert, beherrschte jetzt ein Warenhaus, allerdings nur einen kleinen Ableger der Weltfirma Schick. Wo einst das Wölthaus gestanden, erhob sich der Prunkpalast der vereinigten Hunde- und Tauben-zuchtvereine A.-G. Paß & Stöckl, dessen Marmormäule sinnige Zier der bekannten Kalkspritzer trugen, als deren Urheber die sanfte Haus-taube gerade in Ruffstein von jeher so hoch geschätzt war. Springbrunnen mit weißen Marmorfiguren, blühende Blumenbeete waren erstanden. Und über dem Ganzen reichte sich etwas ganz Unge-heuerliches in die Lüfte. Da, wo einst die immerhin ganz nied-liche Festung Geroldsee den Blick des Beschauers auf sich zog, stieg eine glitzernde, längsgestreifte Mauer von mindestens 200 Metern empor. Ich wollte fragen: Was ist das? Da wurde mir buch-stäblich das Wort vom Munde geblasen: Es rollte und donnerte in den Lüften, ein Choral durchbrauste den Aether, daß sich meine an den Großstadtlärm und an den Kanonendonner des Weltkriegs einigermaßen gewohnten Ohren vergeblich bemühten, diese Ton-fülle zu erfassen. Als dann das Forte allmählich herabstieg zum Piano und dieses in den zartesten Klängen der Boy Angelika er-starb, da hatte ich des Rätsels Lösung: Die Mammot-Kiesen-Hel-denorgel hatte mir ihren Gruß entboten und gar freudig war mein Erstaunen, als ich hörte, daß mein Freund Gabele dieses einzigartige Tonwerkzeug auf elektrischem Übertragungsweg von Bärenstadt aus spielte, wo er als Oberstudiendirektor der Jugend vom Hintersteinersee in der dortigen Kinderhochschule schaltete und waltete mit fast unbefchränkten Mitteln; hatte ihm doch unter anderem die Landesregierung sogar einen gut bezahlten Lehrstuhl für Verdeutschung von Fremdwörtern eingerichtet.

Das war ein ganzes Bündel Ueberraschungen schon zum Anfang; das Bündel wurde immer umfangreicher und ich konnte mit dem besten Willen nicht mehr alles aufzählen, was sich bei meinem weiteren Gang durch die Stadt mir als neu aufdrängte. Die Firma Kollinger = Schick hatte den ganzen Untergrund- und Hochbahnverkehr an sich gerissen, das G. W. R. eine großzügige elektrische Tramabahn eingerichtet, was zum großen Teil auf die weltumspannende Tatkraft des Oberfunkentuschers Kaufmann Her-mann zurückzuführen war; Flugzeuge aus den Privatwerkstätten Stimmer-Zell, Rindl Much-Steinberg schwirrten wie Fliegen durch die Luft. Ich war wirklich neugierig, was mir der folgende Tag im Kaisertal noch bescheren sollte.

Meine Frau zeigte keine Lust, mich zu begleiten; sie hatte für den folgenden Tag ihre Teilnahme an einem internationalen Tennismatch im Schroppgarten zugesagt und sich für den Abend zu einem Preiswettfeiern auf der zu einhundertfünfundsiebzig Meter Länge ausgebauten, ganz aus Gummi bestehenden Ueberkegelbahn in den unterirdischen Räumen des Riesengasthofs Egger verpflichtet. Mein Führer Franzl, der besagte Obermedizinalrat und frühere Meisterkletterer von bestechender Eleganz, holte mich um fünf Uhr von meiner alten Wohnung im Polentaviertel ab. Ich hatte mich aus alter Anhänglichkeit dort einquartiert, hätte allerdings das bescheidene Häuschen kaum mehr erkannt, wenn nicht eine Bronze-tafel neben dem Eingang mir gesagt hätte, daß hier der weitbe-kannte Papst des Kaisergebirges und einiger weiterer umliegenden

Dörfer gewohnt habe, dem in dankbarem Gedenken an seine überaus erspriechliche Arbeit diese Gedenktafel gewidmet habe 1. der Fremdenverkehrsverein, 2. der Verschönerungsverein, 3. der Raminchenzuchtverein, 4. die Beamten des Deutschen Zollamts, 5. der Jagdschutzverein Peter Haut & Co.

Bis zur Sparchnerstiege benützten wir die Luftpost. Dann erklärte mir Franzl, wir wollten in altväterlicher Weise mit den Füßen unser Fortkommen suchen. Aus geschichtlichen Gründen habe man den alten Weg bestehen lassen, im übrigen würde ich staunen über den Fortschritt der Kaisertalerschließung. Das stimmte. Ich staunte. Da drüben dem Gamsberg entlang führte ein kalkweißes, breites Band in herrlichen Schlangenwindungen, der Traum meiner Ruffsteiner Tage, die von mir immer aufs lebhafteste befürwortete Kaisertalzugstraße; der Autoverkehr schien mir den von Berlin und Paris zusammengenommen noch erheblich zu übertreffen. Hoch über unserem alten Weg rollte Zug um Zug auf der geisterhaft kühn gebauten Hochbahn dahin. Auf unserem Steig waren wir die einzigen; nur uniformierte Wegmacher, die für Erhaltung des Weges im Urzustand sorgten, unter dem Oberbefehl des Oberkaiseraltalfußsteigfabrikanten Stummerl, grüßten uns ehrerbietig. Da, wo früher eine Tafel anzeigte (oder auch nicht, wenn sie nämlich gerade von feingebildeten Kaisertalbesuchern abgeschlagen war); Zur Tischhofer Höhle! stiegen wir auf Anraten Franzls in eine Liftkabine. Im Tur waren wir unten. Die ehemalige Höhlenbärenherberge war zur Spielhölle mit fabelhaft eleganter Ausstattung hergerichtet worden. Ich sah alte Bekannte beim Watten im Wattenalon mit gierigen Augen an den Bergen von Gold und Kassenscheinen hängen, die auf den Spieltischen herumlagen; eine der auffälligsten Spielergestalten war zweifellos der noch immer kraushaarige Walchshofer Hansl, der mit seiner Mappe unterm Arm andauernd zwischen dem Wattenalon und der daneben angebaute Loge für den Ruffsteiner Schachklub hin- und herwechselte. Nicht festelte das alles ungemein, aber mein Führer erklärte das für abgeschmackt und insbesondere das Zuschauen beim Watten und Bieten für verlorene Zeit.

Die Kaisertalhöfe waren sämtliche in Sporthotels umgebaut. Von jeder dieser feenhaft mit Strandbad, Tennisplätzen und dergleichen ausgerüsteten Gaststätten führten kühn geschwungene Bogenbrücken und Drahtseilbahnen zu den ehemals bemalbeten Hängen des Gamskogelzuges. Dieser ganze Zug trug oben eine glatte Platte. Man hatte eben den oberen Teil abgeprengt, einmal um den Anblick des Scheffauer-Kaisers mit seinen Drahtseilschwebbahnen besser genießen zu können, sodann der Gewinnung von Schigelände halber. Das letztere war ja der Stolz der Ruffsteiner geworden, dieses Schigelände, das ich allerdings früher auch schon immer empfohlen hatte; damals wollten mir die Ruffsteiner einfach nicht glauben, daß Ruffstein eine Schizukunst habe, weit größer als Davos, Arosa und ähnliche kümperhafte Schisportplätze. Nicht gesprengt hatte man die höchste Kuppe des Höhenzuges, den Gamskogel selbst. Dort droben stand eine weithin sichtbare Aussichtswarte, ein Turm mit Wendeltreppen und elektrischen Aufzügen, ein Turm von solcher Höhe, daß alle früher bekannten, ähnlichen Hochbauwerke, wie z. B. der Eiffelturm oder die Freiheitsstatue im Hafen von New-York geradezu Zwerge dagegen sind. Auf meine verwunderte Frage: „Wozu diese ganz unwahrscheinliche Höhe?“ lachte Franzl. „Du weltferner Berliner! Das mußte doch so sein! Ungefähr um die Zeit, als du von hier wegingst, wurde doch der Plan einer Gamskogelhochstraße ins Auge gefaßt. Das sollte die bedeutendste Sackstraße der Alpen werden und die mußte doch auf den umfassendsten Punkt des Kaisergebirges führen. Da aber der Gamskogel bloß rund 1400 Meter hoch ist, mußte ein Turm von 1000 Meter Höhe gebaut werden. Von seiner höchsten Kuppel aus kann man tatsächlich über die höchsten Gipfel des Kaisers hinwegsehen — der schönste und höchste Aussichtspunkt des Kaisers war geschaffen. Uebrigens ist Vorfrage getroffen, daß nach Aufrollung der Bedürfnisfrage der Turm so weit in die Lüfte getrieben wird, daß man über die höchsten Ostalpenberge hinweg unmittelbar das adriatische Meer sehen kann, wenn es der hier allerdings oft auftretende Nebel zuläßt. Du wirst selbst einsehen,

daß diese Gamskogelstraße und die Schaffung dieses Aussichtsbirges eine Lebensnotwendigkeit für Ruffstein bedeutet.“ Ich sah das selbstverständlich ein.

Hinterbärenbad war eine kleine Alpenstadt geworden, in der man für gutes Geld alles haben konnte. Klein und bescheiden duckte sich unter all die hundertfenstrigen Hotels und weitläufigen Lauben mit Konditoreien, Kaffees, Juwelierläden und Andenkengeschäften nebst den unvermeidlichen Feinkosthandlungen das winzige, alte, verräucherte Hinterbärenbad. Mit Kummerfalten kam mir die ganze Familie Rainer entgegen und seufzte gar beweglich, daß die Geschäfte sehr schlecht gingen. Sie hätte ja gerne schon aus eigenen Mitteln das ganz unzulängliche Anton-Karg-Haus zeitgemäß erweitern wollen, aber darauf ginge der derzeitige Sektionsauschuß, der drahtlos von Xaver Kraft aus London geleitet werde, nicht ein; vorgestern sei ihr das Nummerl durchgegangen mit Hinterlassung eines Briefes, in dem stand, daß sie von dem derzeitigen Vorsitzenden noch nie ein Namenstagsbuclet bekommen habe, daß sie diesen Zustand nicht länger ertrage und so gab's im alten Hinterbärenbad eigentlich ein trübes Wiedersehen. Erschüttert riß ich mich los und weiter ging's dem Stripsenjoch entgegen. Auf dem Wege erzählte mir Franzl, daß es die Bergsteigergruppe nach meinem Weggange für ihre vornehmste Aufgabe betrachtet habe, die sämtlichen im Leuchsführer und allen anderen Fachschriften beschriebenen Wege und Kamine auf alle Kaisergipfel zeitgemäß ausbauen zu lassen; überall sorgen weitgehende Sicherheitsmaßregeln, Geländer, Treppen, sowie ein ganzes Heer von Mitgliedern der österreichischen Bergwacht — sehr zum Reide ihrer deutschen Amtsgenossen — dafür, daß heute jedermann jeden Kaisergipfel gefahrlos in Hausschuhen besteigen kann. Auf mehr begangenen Bergen, wie Regalpturm und Bauernpredigtstuhl sind sogar neben den Bürgersteigen eigene Wege für Motorradfahrer und Kinderwagen vorgesehen. Ueberall gäbe es fliegende Verkaufsbuden, türkische Honigverkäufer, Maronibrater, Gotscheeberer, Lichtbildnerwerkstätten, Radiostellen usw. „Sa und wo gehen denn da die Bergsteiger hin?“ fragte ich gespannt. „Das wirst du schon noch sehen,“ lächelte wissend der andere; übrigens sind viele zum Bog-, Fußball- und Kanusport übergegangen; in deinem Kamin ist zum Beispiel ein ausgezeichnetes Fußballplatz eingerichtet worden, dessen Boden allerdings um 90 Grad gedreht worden ist, so daß die Teilnehmer sozusagen von unten nach oben spielen und umgekehrt. Das kam mir doch etwas spanisch vor, aber ich dachte mir, es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden . . . und stieg vollends zum Stripsenjoch empor. Ueber eine Fallbrücke, die einen tiefen Graben überspannte, gelangten wir ins Innere des Vorhofs und von da in eine mit Panzerplatten bekleidete Kasematte, wo uns der Festungshauptmann Stöger, umgeben von seinem Staate, dem Geheimen Oberstadtbaurat Kurz, den berühmten Erbauer der Hobbwegbrücke, und dem Honorarprofessor für guten Tiroler Spezial Dr. von Tasser mit schäumenden Humpern und dampfenden Schweinebraten empfingen. Das Stripsenjochhaus war zu einer fast uneinnehmbaren Grenzfeste ausgebaut worden gegen die auf Ruffsteins Macht und Größe neidisch und daher überfallstüchtig gewordenen Kitzbüheler.

Ich trat auf den breiten Vorplatz hinaus, um mir das alte Totenfisch wieder anzusehen. Franzl hatte recht gehabt. Ein engmaschiges Netz von Steigen durchzog sämtliche sichtbaren Wände; auf dem früheren Latschenband des Märzbacherweges konzentrierte eine Abteilung türkischer Musik und von der zweiten Terrasse blinkte der Metallschild eines riesenhaften Lautsprechers herab. Eben hatten die Musiker einen idealen Sazzschlager herabgepielt, da verkündete nach einem Böllerschuß der Lautsprecher: Achtung! An der für Schauzwecke der alpinen Tonfilm-Theatergesellschaft noch in Urzustand belassenen Westwand des Totenfisches findet heute nachmittags 14 Uhr ein Schau- und Lehrklettern statt. Die jüngeren Mitglieder der Bergsteigergruppe werden einem geladenen Kreis die ehemals gangbaren Methoden des Kletterns mit und ohne Mauerhaken, mit und ohne Seil klar vor Augen führen. Es sind das die letzten von den Altmeister-Kletterern Peter Aschenbrenner, Tafahashi, Christian Schwaiger und Graf Sepp angelernten

Kletterer; versäumen Sie nicht, meine Herrschaften, sich das anzuzusehen, was infolge anderweitiger und zweckmäßigerer Verwendung der Berge bald ganz vom Schauplatz verschwinden wird. Mich überkam jetzt doch eine kleine Wut, ich schlug Franzl vor, statt der geplanten Ueberstreichung des Strippenkopfs diese Kletter-schaustellung zu besuchen. Franzl willigte ein und nach einem Essen von 9 Gängen ließen wir uns durch die Flugnahverehrungsstelle in einem ihrer zierlichen Sechzdecker an Ort und Stelle bringen. Was ich nicht für möglich gehalten hatte, war Tatsache. Damen und Herren aus aller Herren Länder in gewählten Theatergewändern füllten die Reihen des Freilichttheaters und tatsächlich, da sah ich, immer begleitet von dem Brillen der Megaphone, die letzten Ueberreste einer wackeren Bergsteigergilde automatisch in den Wänden herumturnen. Plötzlich bemerkte ich, wie sich aus der ersten Reihe eine schlanke Gestalt löste und mit einem kleinen Päckchen in der linken Hand, einem Hammer in der rechten gegen die Totenkirchl-Westwand, etwa da, wo die Quelle des Piazweges herabspringt, vorschlich. Mein Glas zeigte mir — fast wollte ich es nicht für möglich halten, aber es war doch so, — Hans Dülfer und zu meinem nicht geringen Schrecken sah ich, wie er mit dem Spitzhammer ein Loch meißelte und etwas in dasselbe hineinsteckte. Entgegen allem Herkommen sprang ich zwischen den erstauten Zuschauern hindurch auf Dülfer zu, fiel ihm in den Arm, der eben zu mächtigem Schlag ausholte und schrie: „Unseliger, was tust du?“ „Ich sprengte die Wand und diese ganze Bande in die Luft mit dieser Dynamitpatrone neuester Art. Ist das noch eine Art und Weise, mit unseren Bergen so umzugehen?“ Da entfuhr es mir fast wider Willen: „Recht hast du; schlag zu! Hinaus aus den Bergen mit dieser Gesellschaft!“ und Hans holte aus — ein Feuerstrahl fuhr aus dem Fels, ein Donnerschlag, wie noch keiner die Welt erdröhnen machte, durchriß die Luft — da riß mich jemand am Arme: „Franz! Zeit is'! Aufstehen! Feines Wetter.“ Ich rieb mir die Augen. Sa Herrgott! Ich lag ja droben im Lager am Strippenjoch; die Sonne lachte zum Fenster herein, heut geht's ja aufs Totenkirchl, Gott sei Dank, noch ist die blühende goldene Zeit; noch sind die Tage der Bergsteiger. Wie von einem Alp befreit stand ich auf und freute mich, daß in meinem lieben, alten Kaiser doch noch nicht alles zusammengeslagen, was Bergsteigers Geist für gut und schön erkannt. Möge es so bleiben; nehme man mir es nicht übel, daß ich mir so sonderbar träumen ließ; ich hoffe und wünsche, daß Träume — Schäume bleiben:

Weil mir im Herzen verborgen
Dies Lied im Schlummer lag,
O weck es den Frühlingmorgen,
Daß jubelnd er steig zu mir auf.

Bergblumen.

1. Enzian (*Gentiana acaulis*).

Blaue Flämmchen lodern
Aus den Bergeswiesen,
Stille Freudfeuer,
Die den Lenz begrüßen.
Seh ich euer Leuchten,
Wird ums Herz mir wohl:
Seid mir Bergestreue
Heiliges Symbol.

F. Nieberl.

*) Dessauer hat ähnlich geträumt. Siehe D. u. Z. 1. Jahrg. Nr. 36/37.

Wichtige Mitteilung

für die Mitglieder!

Der Tätigkeitsbericht wird so bald als möglich den Mitgliedern zugehen. Demselben liegt eine Zahlkarte zur Überweisung der Beträge für 1931 bei. Einzahlungen erfolgen von in Oesterreich Wohnenden auf das Postsparkassenamt Wien 179.513, von in Deutschland Wohnenden auf das Postcheckkonto München 29.401.

Vorgreifend sei nochmals angeführt: Die Beiträge bleiben laut Beschluß der Hauptversammlung vom Dezember 1930 unverändert. Es zahlen also:

A-Mitglieder	S 12.— bzw. RM 7.20
B-Mitglieder	„ 5.— bzw. „ 3.—
C-Mitglieder	„ 5.— bzw. „ 3.—
Ehefrauenausweise	„ 5.— bzw. „ 3.—

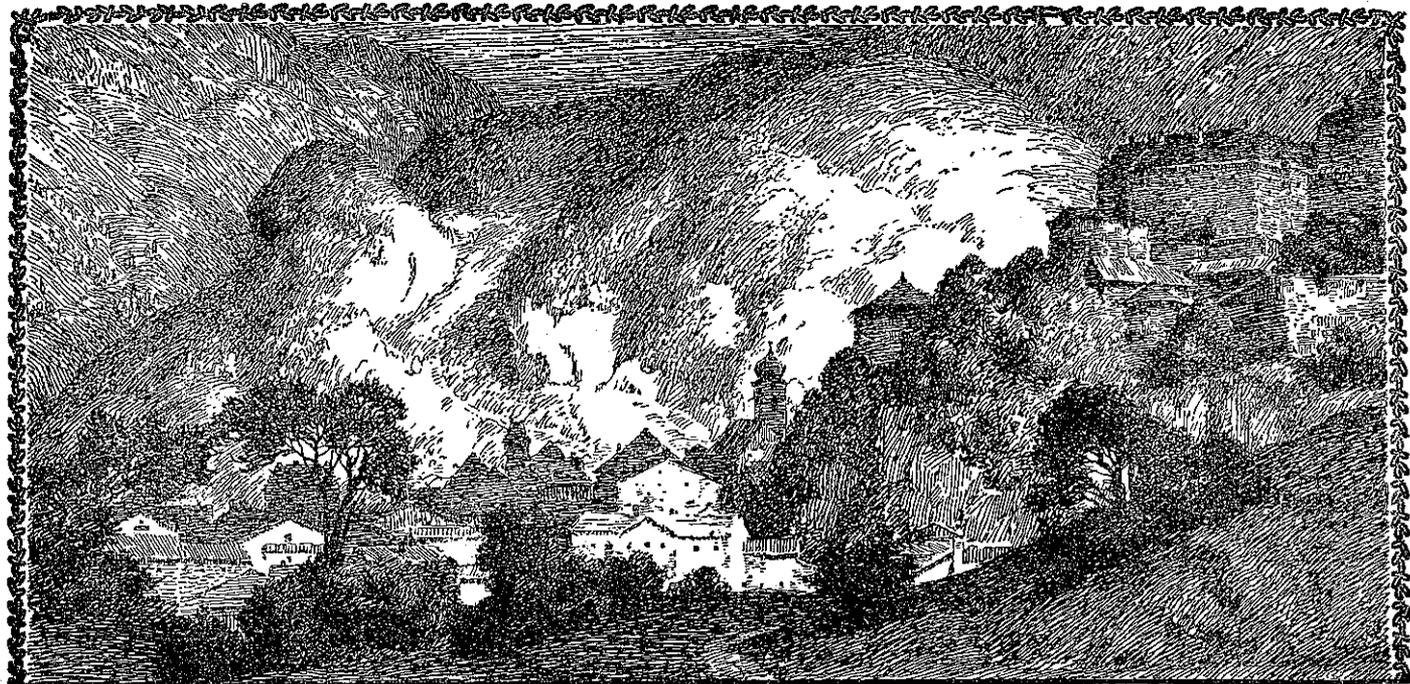
Aufnahmegebühr für A-, B- und C-Mitglieder einheitlich S 5.— bzw. RM 6.—. Die scheinbare Ungerechtigkeit der beiden Aufnahmegebührensätze wurde schon wiederholt auseinandergesetzt.

Das Jahrbuch 1930 ist völlig vergriffen und kann auch durch den Hauptauschuß nicht mehr bezogen werden. Die Bestellung des Jahrbuches 1931 wolle gleichzeitig mit der Beitragsleistung durch Bezahlung von S 8.— bzw. RM 4.80 (einschließlich Versandkosten) beglichen werden.

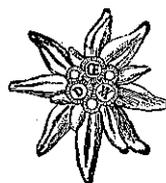
Auflösung des Ergänzungs-Rätsels in Nummer 1.

1. B	10. Riffsee
2. Db	11. Signer
3. Kar	12. Stills
4. Dent	13. Pelmo
5. Eiger	14. Isel
6. Ranalt	15. Tux
7. Erzberg	16. J. B.
8. Karersee	17. E
9. Anton Karg	

„Bordere Karlspeize“



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.De. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, März 1931

Nummer 3

Ed. Lippott der Ältere †

Am 29. Jänner 1931, wenige Tage vor dem 60jährigen Jubelfeste seines von ihm begründeten Lebenswerkes, ist Ed. Lippott d. Ä. im Gnadenalter von 87 Jahren verschieden. Mit ihm ist einer der ältesten und besten Kufsteiner Bürger, der dieser Stadt und damit dem ganzen Tiroler Unterlande eine heimat- und volkstreuere Presse geschaffen, von uns gegangen.

Als im Jahre 1877 der unvergeßliche Dekan Hoerfarter mittels Rundschreibens dazu aufforderte, eine Alpenvereinssektion ins Leben zu rufen, da finden wir seinen Namen unter den Gründern. Er ist während der Kriegszeit nach 40jähriger Mitgliedschaft aus dem Alpenvereine ausgetreten, hat aber allezeit seine rege Anteilnahme an den Geschicken desselben bekundet durch sorgfältige Berichterstattung über alle Vorkommnisse in der Sektion sowohl wie im Bereiche des großen Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines überhaupt und hat damit diese machtvolle, wohltätige Bewegung, diesen ersten wirklichen Zusammenschlußgedanken aller Deutschen, nachdrücklich mitfördern helfen. Dies sei ihm unvergessen. Die Sektion wird sich allzeit dieser Förderung, die sein Sohn und Nachfolger noch mehr vertieft hat, in Dankbarkeit erinnern.

—

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

Von einer Krankenschwester bekommen Sie wohl kaum sonst einen Beitrag, da es nicht anzunehmen ist, daß selbige viel wandern. Und doch macht es mir Freude, Ihrer Bitte nachzukommen, einige Erinnerungen und Gedanken meiner Ferienwochen 1928 zu sagen. Ihre Worte „Wir sind da ganz unter uns Pfarrerstöckern“, wir sollen einander kennenlernen, gibt mir den Mut dazu.

Zuerst möchte ich Ihnen noch meinen verbindlichsten Dank für die Aufnahme in die Sektion, Juni 1928, aussprechen. Es war für mich die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, weil ich meine jährlich vierwöchige Urlaubszeit immer im Gebirge verbringe. Auch die kurzen Wochen des Ruhens und Wanderns geben mir stets Kraft und Frische zur Weiterarbeit in unserem schweren Berufe, und meine Leistungsfähigkeit, meine freudige Lebensbejahung hole ich mir aus der Natur, aus dem Gebirge stets, und die Schönheiten der oft geschauten weißen Welt bleiben mir festliche Erinnerungen in der langen Berufstätigkeit. Wenn auch mein Wandern mit Gleichgesinnten ein „geruhames“ ist, gibt es mir stets wieder neue Spannkraft für den Alltag und ist mir das ganze Jahr eine Quelle unendlicher Freude.

Ich habe schon viele Mitschwester dazu gebracht, auch im Urlaube im Gebirge zu wandern.

Im Juni 1928 fuhren wir zu zweit bei unfreundlicher Witterung morgens von Innsbruck nach Landeck. Der Anschluß des Postautos brachte uns schnell nach Prutz-Jeckten. Im Gasthaus zum goldenen Hirschen hielten wir eine Plauderstunde mit dem freundlichen Wirt, Herrn Praxmaier, der uns aus seinem Leben erzählte und uns den Weg zum Gepatschhaus durchs Rauntal beschrieb. Bei bedecktem Himmel war es ein erholendes Wandern, bis die leuchtenden, halberblühten Alpenrosen, die so reichlich am Abhange vom Gepatschhaus standen, meldeten, daß wir angelangt seien. Warm und behaglich war es in der großen Hütte und gute Versorgung gab's in jeder Weise. Den folgenden Tag genossen wir ruhend die Höhen-sonne, die wir Schwestern nicht allzu oft haben können.

Die Wanderung dann mit dem Führer über den Ausläufer des Gepatschferners und über den Gepatschferner selbst zur Raubenkopfhütte verlief glatt. Die Hütte war noch nicht bewirtschaftet, was ich eigentlich wundervoll fand.

Noch nie erlebte ich solche Bergeinsamkeit und solchen Sonnenuntergang wie dort. Die allmählich erglühenden Schneeberge waren ein Bild der Schönheit und Erhabenheit, das fröhlich mit dem Führer hingenommene Abendbrot und das Herbeischleppen von unzähligen Decken zum Nachtlager durch ihn machte uns viel Spaß. Er war uns ein lieber Wandergenosse und getreuer Kamerad. Bei empfindlicher Kühle gingen wir anderen Morgens der Sonn' entgegen. Unvergeßlich der Sonnenaufgang, wie wir immer näher dem ewigen Schnee und Eis an den Leib rückten. Ueber den Kesselwandferner zum Brandenburgerhaus wurden wir wieder angeleitet. In dieser Art war es wohl meine erste größere Gletscherwanderung, und ich war überwältigt von dem Zauber der alpinen Schönheit. Es ist wundervoll, daß man solche echte, wahre Natur schauen und erleben kann ohne größeres alpines Können. Wenn wir auch im glitzernden Schneefeld oftmals versanken, so lobte uns doch der Führer wegen unseres furchtlosen, guten Springens über einige Gletscherspalten. Er war außerordentlich zuverlässig. Den kurzen Aufstieg zum Gluckkogel nahmen wir noch mit, bevor wir den Guslar-Gletscher zur Bernagthütte überschritten. Mutter Kathi, eine echte Hüttenwirtin, wollte uns gerne länger dort haben; sie zeigte und erklärte uns alles im Hause. Wir aber wollten den Abend zum Gang nach Bent im Dektal benützen und trennten uns hier vom Führer. In Bent träumten wir von all' dem Erhabenen, Schönen, das wir in den paar Tagen gesehen und erlebt. Lieblich, an blumigen Wiesen und stillen Dörfern vorbei, war der Sonntagmorgen hier Gottesdienst für uns in der Natur. Von Zwieselstein fuhren wir mit dem Auto nach Station Dektal und von dort zurück nach Innsbruck, Hall, zum stillen Heiligkreuz.

Das herrlich klare Wetter behielten wir während der Ferien noch. Doch nirgends war es so schön, der Himmel so tiefblau und nah, wie in der Gletscherwelt.

Nach ein paar Rafttagen und kleineren Ausflügen in der Haller Gegend wurde ich mit in die Dolomiten genommen. Kam nach Bozen—Meran. Weiter von Meran aus durchs Pässeertal am Geburtshaus Andreas Hofers vorbei, zum Taufepaß. In den Dolomiten war ich 1911. Machte seinerzeit die bezaubernde Wanderung von Toblach nach Bozen, die mir unvergeßlich ist. Diesmal hatte ich die Fahrt mit Verwandten im Privatauto gemacht, was natürlich schneller geht. Traurig hat mich das Erleben der Südtiroler gestimmt und ich hoffe, es kommt bald für sie eine bessere Zeit.

Die Mendel lernte ich kennen und manchen neuen Berg schaute ich von ferne.

Auch das Werden und Weben der Seidenraupe beobachtete ich mit Interesse.

Bei Bozen blieb ich noch einige Zeit, besuchte manchmal unsere Landsleute dort, um sie ein bißchen froh zu machen. Im einzelnen hörte ich, wie sie es schwer haben, und reiste zurück mit dem Gefühle, daß wir es doch so viel besser haben und dafür dankbar sein müssen.

Ruffstein kenne ich wenig, eigentlich nur von der Durchreise. Jetzt hoffe ich, bei der nächsten Tirolerfahrt hinzukommen und möchte Sie dort gerne kennenlernen.

Auch ich schreibe zum ersten Male diese Wandertage nieder. Wenn's auch nur für Sie war, es hat mir Freude gemacht. „Wir sind ja unter uns.“ Beiliegendes Kärtchen als Gruß der Sektion.

Alwine Fischer, Lehr- und Operationschwester, Frankfurt am Main.

Aus Konrad Amorts Tagebuch.

Hinteres Schöned (3129 m). Ein alpiner Spaziergang.

10. August 1923.

Ein herrlicher Tag neigte sich seinem Ende zu, als wir zu dritt ins Zantal hinaufpilgerten. Im Gletscherbach wollten wir ungestört ein kühles Bad nehmen und nachher in faulem Nichtstun den Abend erwarten. Mich belebte aber das kalte Wasser dermaßen, daß ich mich sofort gegen das Schöned aufmachte. Es ist ein Spaziergang von wunderbarer Pracht. Ständig ruht der Blick auf dem Dreigestirn der Ortlergruppe, einem Bilde, dem in den Ostalpen wohl nichts Gleiches an die Seite gestellt werden kann. Da ich allein war, stieg ich rasch und grübelte nach über Vieles. Ich verglich meinen heutigen Weg mit meinem Lieblingsspaziergang, dem Gamskogel bei Ruffstein, und ich merkte, daß sogar diese prächtvollste Gegend mir nie so vertraut werden könnte wie jener bescheidene Berg meiner Heimat. Am vorderen Schöned hielt ich mich nur ganz kurz auf und eilte weiter zum hinteren. Dort saß ich ein Weilchen und sog die herrlichen Bilder förmlich in mich ein. Langsam ließ ich meinen Blick rundum schweifen, vom Ortler zur Bernina, von dort zur Siloretta, zu den Dektalern und wieder zurück zum Ortler. Aufmerksam betrachtete ich den langen Grat, den wir für morgen vorhatten. Nach 6 Uhr stand ich auf, warf noch einen Blick in die Runde und stürmte so schnell ich konnte ins Tal. Nach einer Stunde war ich in Sulden. Wetter herrlich. Allein.

Bertainspizze—Blattenspizze—Schilbspizze.

11. August 1923.

Es war 2 Uhr früh, als wir unser Schlafgemach aufsuchten. Ein lustiger Abend, der schönste, den ich von der Sorte erlebte, hatte uns so lange wach gehalten. Ohne es zu wollen, waren wir in den Trubel hineingezogen worden und Gabele war da natürlich gleich in seinem Element. Sein berühmter Tiroler Tanz wurde wohl noch nie so hejubelt wie an diesem Abend. Wein floß in Menge und in vorgerückter Stunde tanzten wir mit den sauberen Suldenner Madeln. Nur Harold konnte zu seinem größten Bedauern da nicht mittun und saß still in einer Ecke und soff — vielleicht aus Verdruß. Die Stimmung war von größter nationaler Begeisterung getragen; hätte uns einer der Carabinieri gehört, so hätten wir uns nicht lange der Freiheit gefreut — jetzt im Zimmer waren wir mit Vorbereitungen für eine Tur beschäftigt. Dann sank einer aufs Bett zurück und schlummerte süß, bis er durch grobe Puffe wieder in die Wirklichkeit gerufen wurde. Zwei Karten, die wir damals schrieben, zeugten so recht von unserer Stimmung.

Um 3 Uhr waren wir endlich fertig und rückten aus. Durchs Zantal quälten wir uns hinauf zur Düsseldorfshütte. Dort kehrten wir ein, weckten die Leute und tranken Kaffee. Die Wirtschafterin hatte keine vergnügte Stunde, denn wir benahmen uns sehr annahend, kritisierten alles auf das schärfste und schimpften über jeden Dreck. Zum Schluß erklärten wir hochmütig, daß wir jetzt den ganzen Grat von der Tschengellerhochwand bis zur Bertainspizze machen würden. Das glaubte man uns nicht, wodurch wir wieder in höchste Wut gerieten. Endlich gingen wir fort. Gleich hinter der Hütte wurde Abschied genommen, denn Harold wollte uns verlassen und übers Zanjoch heimwärts ziehen. Wir drei aber wandten uns dem Nordwestgrat der Bertainspizze zu. Die Kletterei war sehr hübsch ohne irgendwie schwer zu sein. In großen Abständen eilten wir den Grat hinan. Harold schlug, scheinbar immer noch vom Alkohol getrieben, eine wahnsinnige Gangart an; ich bemühte mich vergebens,

ihm zu folgen, und Gabele, durch seine nächtliche Plattlerei aufgerieben, blieb weit zurück. Droben am Gipfel richteten wir uns einen möglichst bequemen Platz her und holten dann nach erprobten Mustern den veräumten Schlaf nach. Stechende Hitze weckte uns. Schlafrunten träumten wir noch ein Weilchen dahin, dann machte uns eine kühle Himbeerlimonade wieder munter. Ich schlug vor, noch den einen oder anderen der umliegenden Klapse zu ersteigen, und als die anderen davon nicht viel wissen wollten, beschloß ich allein zu gehen. Dagegen wehrte sich Harold und schließlich einigten wir uns, den Grat gegen Süden zu verfolgen, soweit es uns gerade paßte. Der Abstieg zum Rosinjoch und der Weiterweg zur Schilbspitze war teilweise recht nett, teilweise auch langweilig. Auf dem Gipfel weilten wir daher nicht lange, sondern setzten bald unsere Wanderung auf und neben dem meist überfirnten Grat der Plattenpitze fort. Bald standen wir auch oben. Drei Gipfel, das war genug für heute, und so machten wir uns, da auch das Wetter drohend aussah, an den Abstieg. Kurz entschlossen eilten wir fernzengerade ins Tal hinab. Selten nur unterbrach ein Wandl oder ein Schneehang die endlosen Schuttreißen. Weiter unten sind steile Wände, durch die wir aber in einer Schneerinne rasch und mühelos durchsanden. Nun galt es, einen Gletscherbach zu überschreiten, was Gabele und Harold sogleich besorgten; während ich noch weiter hinabeilte. Verzweifelte Sprünge brachten endlich auch mich hinüber. Auf immer besser werdendem Wege ging's über den Rosimboden durch einen prächtigen Firschenwald hinab nach Sulden, wo wir gesund und munter einrückten. Wetter sehr schön. Mit Gabele und Harold.

Ostern auf der Lizum.

Tagebuchblätter von Daur, München, geschrieben auf der Hütte.

Karfreitag, den 18. April 1930.

Wohin an Ostern? Das war seit Tagen die brennende Frage. Noch hat Frau Holle tüchtig ihren Schoß geleert, da denke ich an die mir schon so oft als herrlich geschilderte Lizum. 4.50 Uhr fahre ich mit meinem diesmaligen Gefährten Ludwig Hunger, München, am Starnbergerbahnhof ab: Ziel Frikens-Wattens in Tirol. Immer noch fällt Regen, es ist ziemlich kühl, tief und grau zieht das vom Winde getriebene Gewölk über das Häusermeer. Die Bahnfahrt führt vorüber an Winter- und Frühlingslandschaften, grünen Wiesen, schwarzweißen Feldern, da und dort an den Grenzen der Schneefelder einige Schlüsselblumen als Boten des Frühlings. In guter Morgenluft geht's rasch bis Murnau am Staffelsee, das Gewölk steigt höher, der Regen hört auf, die ersten Berge werden sichtbar, bis tief herunter prangend in Neuschnee, Garmisch ist erreicht. Die Sonne durchbricht den Nebel, die Wolkenfetzen zerreißen und die ersten Strahlen dieser Woche wagen die herrliche Landschaft zu beleuchten. Im tiefen Blau badet der Himmel, aus ihm heraus entbietet von stolzer Höhe der Zugspitze weißes Haupt den Morgengruß. Nach kurzem Aufenthalt weiter nach Mittenwald, wo infolge der hohen Lage alles in Weiß liegt, bis Seefeld. Da beginnt der schönste Teil der Fahrt; hoch über dem Tal durch Tunnels, gekrümmt und oft in starkem Gefälle zieht der Schienenstrang der Mittenwaldbahn; wie aus dem Flugzeug gesehen liegen Wälder, Wiesen und Wege, Häuslein um Häuslein versammelt um die Kirche wie die Küken um die Henne; tiefer und tiefer fällt der Weg der Bahn und Innsbruck, das schmude Städtchen am Inn, liegt vor uns. Wir setzen den Fuß auf sein Pflaster; während bedauerlicherweise im Verlaufe der Fahrt die Berge im Wolkenmeer staken, grüßt hier die Serles die

ankommenden Gäste und läßt keine Wolke an sich heran. In Innsbrucks Mauern haben wir zwei Stunden Aufenthalt und nehmen den Mittagstisch beim Breinöhl ein. Um 1.25 Uhr bringt uns das Züglein unserem Bestimmungsorte Frikens-Wattens näher, diesem im unteren Innthal gelegenen, friedlich zwischen Berge gebetteten Dörfchen, wo bereits alles in Blüte und frischem Grün prangt. Da beginnt der Aufstieg zur Lizum; die Tafel der Sektion Hall, welche Eigentümerin der Lizumerhütte ist, zeigt fünf Wegstunden an. Tiefer hängt wieder Wolke für Wolke; hoch über der Karwendelfette zieht ein Junkersflugzeug wie ein Adler in starkem Sturm seinen Weg, bald verschwindet es unseren Blicken, wir steigen höher und höher im Wattental hinan. In etwa 1000 Meter Höhe beginnt es zu schneien und zu wehen; an den Hängen sind still und stumm Almen verstreut, unter uns rauscht der Wildbach; allmählich schließt sich das Tal hinter uns, wir rücken der Lizum näher, von der wir leider infolge des Schneetreibens nichts sehen können; schon liegen vier Wegstunden zurück, da erreichen wir das in 1356 m Höhe gelegene Alpengasthaus Walchen, wo wir wegen Ueberfüllung der Lizumerhütte Quartier nehmen. 6 Uhr ist es geworden, draußen bläst der Wind, der Schnee wirbelt in kleinen Flocken dicht hernieder. Ein Glas Tiroler und der übliche Schmärrn, ein Schmaus nach Bergsteigerart, dann die wohlverdiente Ruhe und morgen ihr entgegen, der Lizum.

Kar samstag, den 19. April 1930.

Nur klein war's, ein bescheidenes Turistenzimmerchen, einfach das Bett, aber wir schliefen den Schlaf der Gerechten. Beim Erwachen plätscherte der Wildbach, es schneit leider; frisch weht das Morgenlüftchen. 6.30 Uhr beginnen wir den Aufstieg; nach etwa 150 m treffen wir herrlichen Neuschnee; die Sicht ist unklar, doch lassen sich einigermaßen die Schönheiten der Lizum erkennen. Tiefer und gesünder wird die Schneelage, da und dort kann man auch auf Lawinengefahr schließen; der Weg ist gut bezeichnet und angenehm zum Steigen; nach zwei Stunden sind wir bei der Lizumerhütte. Trotz der Bewölkung ist es sehr warm. Nach kurzem Aufenthalte in der Hütte steigen wir auf zum Klammjoch, sehen uns aber wegen Einfall starken Nebels zur Umkehr gezwungen, fahren ab zu den Lizumer Alpen und verbringen ein paar Stunden dort, um besseres Wetter abzuwarten. Aber es beginnt immer mehr und stärker zu schneien, wir fahren in 50 Minuten ab zum Walchen; für heute war's nichts mit der Lizum, vielleicht wird's morgen besser. Es schneit weiter; um 10 Uhr ist es sternklar; mit Freude im Herzen für morgen werfen wir uns dem Sandmanne in die Arme.

Ostersonntag, den 20. April 1930.

Um 5 Uhr früh beginnen wir abermals den Aufstieg, die letzten Sterne erblaffen, der Himmel spiegelt die Farben weiß und blau, die Morgenstrahlen ergießen sich in purpurner Pracht über die mächtigen Spitzen und Flächen der Lizum. Fest gefroren hat's diese Nacht, kalt bläst der Ostwind und wirbelnd peitscht der Neuschnee durch die Luft. Wir steigen mit einem weiteren Berggefährten aus München und einem Innsbruder hemdärmelig empor zu den lichten Höhen der Lizum, und sahen wir gestern nichts davon, so lag sie heute in herrlicher Schau vor uns: Ein wirkliches Schiparadies haben wir gewählt, das unser Erwarten sogar übertraf. Noch eisiger steigert sich die Ostbrise, fast orkanartig schlägt uns beim Eintritt in die Lizum der Wind entgegen. Um 1/2 8 Uhr sind wir beim Hause, und was uns gestern versagt blieb, das durchziehen wir heute in rührender Erhabenheit. Und während drunten im blühenden grünen Tale die Berge sich stolz und zwitternd empor schwingt in sonnige Höhen und weit über

Wald und Flur den Bewohnern des großen Erdenballes den Ostermorgen, das Fest des Frühlings und der Auferstehung, verkündet, der Frühlingswind sanft dahinstreicht, die Kirchenglocken nach langer Pause wieder weit und hell durchs Tal hinaus bis zu den einsamsten Gehöften den Klang tragen und ihr Echo in den Bergen wiederhallt, ziehen wir voll Lust und Freude im Herzen durch den in dieser Nacht gefallenen Neuschnee die Spuren des weißen Sportes. Auch wir denken hier oben an Auferstehung, an das Wiedererwachen der Natur, und so gleiten wir immer weiter hinauf über sanfte Hänge zum Klammjoch und sind Punkt 12 Uhr am Ziel. Erst muß der 2—3 m hohe Schnee zusammengestapft werden, damit wir einen Mittagsplatz bekommen, und dann verzehren wir auf dem Gratübergang mit göttlichem Genuß im Angesicht der uns grüßenden Zillertaler, des Karwendels und der steilen Hänge der Lizum unseren Bergbraten, wobei auch das Osterei und der Schinken nicht fehlen. Leider läßt uns aber das immer noch wehende Lüftchen die Herrlichkeit nicht allzu lange ertragen und in schöner Fahrt bringen uns die Hölzer wieder hinab zum Ausgangspunkte. Es ist 2 Uhr, da muß noch die Torspitze unser werden. Es wurde fast 4 Uhr, aber es muß noch gehen trotz des späten Anstieges. Mein eigentlicher Berggefährte und der Innsbrucker fahren ab zum Walchen, während der Münchener und ich um jeden Preis die zweite Besteigung des Tages durchführen wollen. Um 6 Uhr gehörte die Torspitze uns. Es war elend kalt und mit höchstem Genuße verzehrten wir den Rest des für den Tag vorgesehenen Proviantes. Starke Gewitterbildung über dem Karwendel rät uns zu beschleunigter Abfahrt, doch spielte uns hier die Natur, eine höhere Gewalt, gar üblen Streich. Erst Pulverschnee, bei einer versuchten Abkürzung des Weges an Lawinenhängen trachtete es bedenklieh und wir brachen stark ein, es entstanden große Risse. Wir gingen schnell zurück — vielleicht wär's geglückt, aber wir sahen sicherlich rechtzeitig ein, daß ein Umweg besser sei, und dann ging's, schon im Dunklen, dahin über Firn, Harscht und Eisflächen, bis wir endlich um 9 Uhr den Aufstiegsziehweg erreichen konnten. Ich weiß nicht, war's eine kleine Mahnung zur Vorsicht oder nur schlechte Laune der Torspitze wegen unseres späten Besuches; auf jeden Fall haben wir's geschafft; um 10 Uhr erreichten wir unser Quartier, wo sich bereits unser treuer Begleiter auf die Suche nach uns machen wollte.

Ostermontag, 21. April 1930.

Und nochmals lachte die Sonne ins Zimmer. Eine für heute noch geplante Bergfahrt lassen wir fallen, da uns verhältnismäßig wenig Zeit zur Verfügung steht, und wir bleiben bis 12 Uhr am Walchen; dann steigen wir ab nach Wattens, immer wieder zurückblickend zu den Schneebedeckten, glitzernden Spitzen. Schon waren wir ins Reich des Frühlings gekommen, warmer Talwind und Staub unwirbelt uns; um 3 Uhr entführt uns der Zug dieser anmutenden Gegend. Noch eine kleine Weile in Innsbruck, dann schlägt die Stunde der Heimkehr zur Pflicht des Alltags. Lange bleiben Lizum und Innsbruck sichtbar, wir weisen ihnen noch einen Abschiedsgruß; nochmals zieht Bild an Bild die Naturschönheit der Mittenwaldbahn an uns vorüber. Mittenwald ist erreicht und damit liegt es hinter uns, das einzigartig schöne Land Tirol. Es versank die Sonne des vierten Tages, es versanken ins Dunkel die Berge.

Rasch sind die schönen Stunden der Ostertage vorübergezogen, aber im Herzen bleibt es fest verankert, das entzückende Wattental, mit ihm die Lizum, und wir wünschen uns zum Abschluß, noch recht viele schöne Stunden erleben zu dürfen in unserer Bergwelt; mögen auch manche der Lizum gewidmete dabei sein!

Neuzeitliches.

Rinzel.

Bald wird es ja nicht mehr angebracht sein, viele Worte vom Bergsteigen und Alpenwandern zu machen. Das paßt nicht mehr in die neue Zeit und zum modernen Menschen. Der Entwicklungsprozeß scheint auch auf diesem Gebiete unaufhaltsam: Rationalisierung — Entfeeling. Raft schon jetzt das Auto durch die Alpentäler und zeigt dem Reisenden schnell, was da zu sehen ist; bald wird das Flugzeug die Arbeit übernehmen. Es geht noch schneller, man kann Tal und Berg von oben sehen und es schafft selbst die älteste Frau schnell auf die Gipfel. Wer wird da noch Kraft und Mut einsetzen? Das ist dem neuen Menschen Torheit und völlig veraltet. Und wenn es erst erfunden ist, daß man die Welt durch das Radio sehen kann — das Kind ist ja zu umständlich und unbequem — dann, o Wonne! kann man im Schlafrock mit der Zigarette in seinem Klubsessel sitzen bleiben. Es ist ja alles rationalisiert! — Reisen — veraltet. —

Jüngst hat einer das Wort geprägt: Beerlaufmenschen.

Alpenrosen.

Franz Nieberl.

Jede Rose trägt auch Dornen,
Alpenröslein trägt sie nicht,
Wenn auch gleichwohl dieses Sträuchlein
Manchen Schmerzenskranz uns flieht.
Stürzt von steiler Wand der Steiger
Tief ins Kar zur ew'gen Ruh',
Decken Kameradenhände
Ihn mit Alpenrosen zu.
So trägt auch diese Rose
Ihre Dornen, scharf wie Stahl,
Die ein Mutterherz verwunden,
Das sich sagt: Es war einmal.

Räffel.

1									
2									
3									
4									
5									

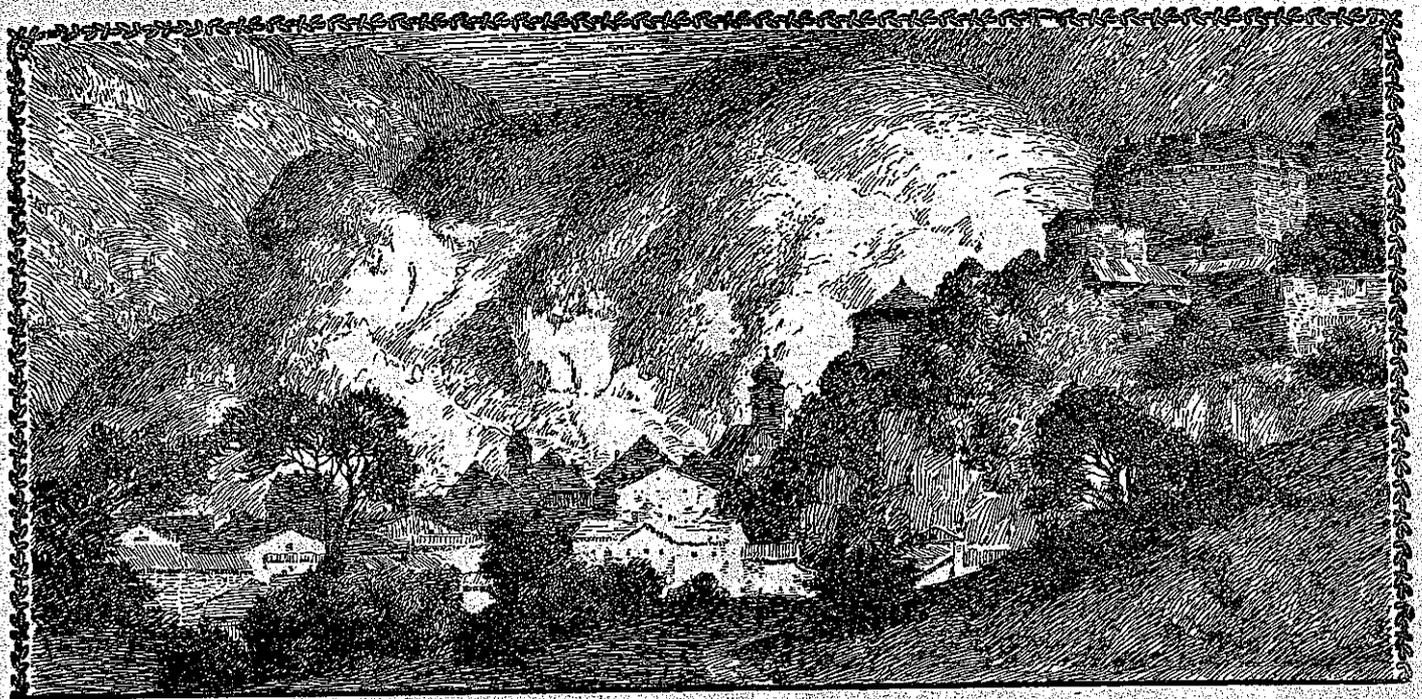
a—a—a—a—b—e—e—e—f—h—i—l
m—n—n—p—p—p—r—r—r—r—ß—t—y

Vorstehende 25 Buchstaben setze man derart in die Felder ein, daß die wagrechten Reihen ergeben:

1. Name eines der erfolgreichsten und vielseitigsten deutschen Bergsteigers.
2. Erschließer der nördlichen Kalkalpen.
3. Schweizer Bergführer, der einer der bedeutendsten und größten unter ihnen war.
4. Berchtesgadener Führer, der viel früher als sein großer und glücklicherer Berufsgenosse K. den Pidel zur Seite stellen mußte. Seinen gebräuchlichen Namen führte er gleich jenem nach dem heimatischen Leben, das dem des anderen benachbart war.
5. Erschließer der südlichen Ortlergruppe.

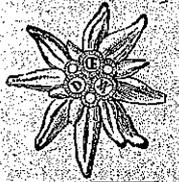
Sind die Wörter richtig gefunden, so nennen die Buchstaben der Diagonale von links oben nach rechts unten ein asiatisches Hochland mit Berggipfeln von mehr als 7000 Meter Höhe.

U. Wilschel, Ruffstein.



Mitteilungen

der Sektion Kufstein
des D.u.De. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, April 1931

Nummer 4

Hugo Petters †

Hugo Petters ist am 25. März 1931 in Füssen am Lech aus dem Leben geschieden. Seit dem 15. März 1906 ist er Ehrenmitglied der Sektion Kufstein.

Fast 87 Jahre ist der Mann alt geworden, der in nimmermüder Arbeit der Sektion und damit der Stadt Kufstein so viel geschenkt hat, daß sein Andenken bei uns gewiß nie erlöschen wird.

In der Juni-Folge 1929 hat Herr Ed. Lippott dem verdienten Manne zum 85. Geburtstage warme Worte der Anerkennung gewidmet. Auf diese sei verwiesen.

Leider war es der Sektion infolge der Kürze der Zeit nicht möglich, einen Beauftragten zur Bahre des Verbliebenen abzuordnen. Wir konnten nur erfahren, daß die Leiche nach Hilbburghausen überführt wurde. Diese Stadt hat den Gründer und ehemaligen Inhaber der dortigen, weithin berühmten, kartographischen Anstalt zu ihrem Ehrenbürger ernannt und ihm ein Ehrengrab gewidmet. Dort fand er an der Seite seiner ihm im Tode vorangegangenen Frau seine letzte Ruhestätte.

In der Sektion wird die Dankbarkeit nie erlöschen, die wir dem Schöpfer der besten Kartenwerke von Kufstein und Umgebung schulden.

• —

Martin Greif zum Gedächtnis.

Vor 20 Jahren, am 1. April 1911, erlosch der Feuergeist Martin Greifs. Im Kufsteiner Krankenhause, in den Armen seines Freundes, des Stadtverwalters Anton Schläpfer, ging er dahin, just am Geburtstage des von ihm leidenschaftlich verehrten Schöpfers des Deutschen Reiches, des Fürsten Bismarck.

Berufener Mund nennt ihn den größten Naturdichter der neuesten Zeit. Selbstverständlich hat ein solcher Mann auch den Ruf der Berge vernommen, und was ihm der im Herzen als Echo gewedt, hat seine wunderbare Feder zu Papier gebracht. Dem Toten zum Gedächtnis, uns Bergfreunden zu besinnlichem Nachdenken seien hier zwei seiner Berggedichte wiedergegeben:

An die Berge.

Felsen in den Lüften oben,
Freut euch, daß ihr hoherhoben
Ueber dieser Erde steht!

Daß vom lärmenden Getöse
Dieser nicht'gen Weltengröße
Raum ein Nachhall zu euch weht.

Fremd der Welt und ihren Mähen,
Ragt ihr auf in reinem Glühen
Wenn schon Nacht das Tal verhüllt.

Noch ist uns das Licht verborgen,
Da der Sonne Glanz am Morgen
Eurer Rosen Kelch erfüllt.

Stumm von Ewigkeit gefürmte
Gletscherriesen, schneeuinstürmte,
Hoch zum Aether ragt ihr hin.

Eure Gipfel ruh'n im Blauen
Wann zu Füßen euch die grauen,
Dunkeln Wetterwolken zieh'n.

Die Bergföhre.

Ich wär' ein hoher Baum geworden,
Tedoeh des Schnees Last,
Der Föhn aus Süd, der Sturm aus Norden
Begruben früh mich fast.

So ward ich vom Geschid gezwungen,
Zu werden, was ich bin. —
Wer nie mit harter Not gerungen,
Versteht nicht meinen Sinn.

Bin ich zu alt zum Wandern?

Lieber Freund!

Du fragst in deinem letzten Briefe, ob du es mit deiner lieben Frau wohl wagen kannst, bei einem Alter von 55 Jahren noch einmal eine Alpenwanderung zu unternehmen. Mit Freuden sehe ich daraus, daß eure Lebenslust noch lebendig ist und euer Mut sich noch regt. In der Tat ein gutes Zeichen in dieser finsternen Zeit, wo der Druck der Verhältnisse schwer auf uns lastet, wo man täglich erleben muß, daß der Wahnsinn die grünen Blätter von den Bäumen reißt und die Wurzeln abhaut, damit sie bessere Früchte bringen. Gerade darum gilt es für jeden, der irgend kann: Heraus aus der dicken Luft und hinein in die edle, reine, große Natur, nicht, um auch dort wieder tatenlos dazuliegen und Trübsal zu blasen, sondern frisch den Bergstod zur Hand und auf die Wanderschaft, wo täglich neue Bilder, Erlebtes und Geschautes die schwarzen Gedanken nicht aufkommen lassen und neue Widerstandskraft in die Herzen einzieht.

Aber das Alter! — Ich bin der Ansicht, daß man mit 55 Jahren auf der Höhe des Lebens steht und den Gedanken an Schwäche oder verminderte Leistungsfähigkeit auch nicht im mindesten aufkommen lassen darf. Ich habe es oft erlebt, wie solche Anwandlungen in den Alpen abfielen wie welkes Laub, und daß neue Triebkraft hervorbrach. Man muß nur den Mut aufbringen, es zu versuchen, und sich nicht durch die Anstrengungen der ersten Tage abschrecken lassen.

Freilich muß man es langsam angehen lassen, zumal wenn man kein Jüngling mehr ist und wenn man aus der Stadt- und Hausarbeit, vom Bürosessel oder Katheder in die Berge steigt. Sollte es aber wirklich einmal schief gehen, nun, so ist überall ein Plätzchen zu finden, wo man ausruhen und Kräfte sammeln kann! Lust und Liebe sind Fittiche zu großen Taten, sagt ein alter Dichter. Gelingt es nicht gleich auf den ersten Anhieb, Geduld und ein paar Ruhetage geben Kraft und rechtfertigen es, einen neuen Versuch zu unternehmen.

Um euch Mut zu machen, will ich euch von einer Wanderung berichten, die wir ausführten, als wir die Sechzig erreicht hatten. Es war die erste, die uns gleich am Anfang ein kleiner Unfall beinahe vereitelt hätte. Wie schon öfter, suchten wir zuerst unser geliebtes Bolderbad in Tirol auf, um erst Kräfte zu sammeln und den Winterstaub abzuschütteln. Die alten Knochen sollten erst wieder etwas geschmeidig, Herz und Lunge gestärkt werden. Es ist das ein rechtes Idyll, still und friedsam, allem Verkehr entzückt, im engen Tal am Wiesen- und Waldhang gelegen, ein uraltes Bauernbad mit köstlichem Wasser. Von Hall stiegen wir hinauf und wurden von unseren lieben Wirkseuten herzlich begrüßt. Hier nun war es, wo meine Frau sich eines Tages erkältete, das Bett hüten mußte und nicht recht wieder zu Kräften kommen konnte. Unser Reiseplan schien undurchführbar. Ich merkte bald, daß die Höhe von fast 1100 m, in der wir uns be-

fanden, die schnelle Herstellung hinderte. Schnell entschlossen, schaffte ich die Leidende auf das Mittelgebirge nach Obermieming. Dort erholte sie sich schnell und erklärte, die Wanderung antreten zu wollen. Ich beschloß, mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen. So stiegen wir denn nach Mòh hinab, fuhren nach Station Dektal und gingen nach Dek. Das war die erste kleine Probe. Sie gelang und eine vierundzwanzigstündige Rast war der Lohn, während ich die Umgegend durchstreifte. Am folgenden Nachmittag wanderten wir nach Umhausen. Kurz vor dem Dorfe trat noch einmal ein Schwächeanfall ein und sie erklärte, sich gleich in das Bett legen zu wollen. Ich hatte aber beim Eintritt ins Gasthaus ein Viertel vom besten Roten aufs Zimmer bestellt, und ein Glas davon brachte es nach kurzer Ruhe dahin, daß wir bald im Garten Abendbrot aßen und uns an prächtigen Forellen und einem weiteren Glase erlabten.

Am anderen Morgen war alle Schwäche überwunden und frohen Mutes ging's zum Stuibensfall und durch die brausende Maurach nach Längenfeld und Tags darauf nach Sölden. Viele werden lächeln über die kleinen Tagesmärsche. Aber gerade so kann auch das Alter noch das herrliche Land genießen.

Was ist doch das Dektal schön mit seinen wechselnden Landschaftsbildern und seinen schmuden Ansiedlungen! Bald wandert man durch eine enge Schlucht, bald weitet sich das Tal zum breiten Wiesengrunde, dessen Häuser ein schlanker Kirchturm krönt. Mir scheint es das schönste Nipental in Ost und West zu sein. Du weißt, daß ich es zwanzig Jahre vorher zum ersten Male durchwandert hatte. Es war damals freilich eine meiner ersten Alpenwanderungen. Aber es lag mir seitdem immer im Sinn: das mußt du noch einmal sehen und mußt nachprüfen, ob der damalige Eindruck sich hält. Und wir fanden alles bestätigt. — Jetzt sind wiederum zwanzig Jahre vergangen, ob es noch in seiner schlichten Natürlichkeit erhalten ist? Zwar die Berge stehen noch und die Häuser mit ihren freundlichen Bewohnern, aber die Fremden, die neuen Menschen, die mit ihren Kraftwagen das Land überschwemmen? Das müßt nun ihr, liebe Freunde, nachprüfen. Mir würden Autos, Tennis, Flirten und Negertänze Tirol verleiden.

In Sölden mußte nun die Entscheidung über die Fortsetzung unserer Wanderung fallen. Ich stellte Umkehr zur Diskussion. Der Antrag wurde einstimmig abgelehnt. Die vier Tage gemüthliches Wandern hatten Wunder gewirkt, hatten Kräfte und Mut gestählt. Etwas trug dazu bei, daß wir in Sölden zwei bekannte jüngere Damen getroffen hatten, die ebenfalls weiter wollten, eine frische Lehrerin und eine jugendliche Großmutter von 42 Jahren, die zum ersten Male in den Alpen und wenig alpin ausgerüstet war. Mir war etwas hange bei dieser Jugend, Leistungsfähigkeit und Unternehmungslust den Anschlag zu wagen, aber sie nahmen in den drei Tagen, die wir beisammen waren, auf meine so viel ältere Frau löbliche Rücksicht.

Nun ging es also in die Höhe. Heiligkreuz gegen die Thaleit-Spize entzündte wie früher. Nur stand jetzt über der Tür: „Gasthaus des Xaver Kloß“. Ich wollte und mußte — schon um der Damen willen, die doch nicht wissen oder denken konnten, wer dieser Gastwirt war — die Kellnerin fragen: „Wer ist denn dieser Xaver Kloß?“ Und die Antwort lautete: „Nu, Hochwürden, der Herr Kurat.“ — Also noch immer wie früher! —

Ja damals! Meine Frau hatte gerade Frau von Hillerns Roman „Die Geier-WaWi“ gelesen und war begeistert davon. Die Geschichte spielt in Heiligkreuz und schildert — natürlich künstlerisch frei ausgestaltet — den Ort und das Pfarrhaus. Und richtig, als wir damals

im oberen Stock unser Schlafzimmer betraten, da lag auf der Kommode im Glaskasten das große wächserne Christuskind, wie es in der Erzählung geschildert war. Aber als meine Frau unterwegs einen Mann nach der „Sonnenplatten“ fragte, die im Roman eine große Rolle spielt, da antwortete er sofort: „Ah, Sie moan' die Geierwall! Ah, dös is alles erstunken und erlogen.“ Ja, so geht's dem armen Dichter!

Aber mit dem alten Kuraten haben wir uns damals angefreundet und später Briefe gewechselt. Er kam am Abend und verzehrte sein einfaches Mahl an demselben Tische — wir waren die einzigen Gäste — und ich habe damals viel über seine Gemeindeglieder und ihre Sitten erfahren. Das war mir sehr wertvoll — Sonntags kamen die Leute von den weit umher an den Halben zerstreuten Höfen herab zur Messe. Nachher gab's dann manche Privat- und Gemeindeangelegenheit zu besprechen und Unterhaltung beim Wein und Kegelspiel. Und der Herr Kurat legelte mit. Auf meine Frage, ob das nicht der Würde des geistlichen Amtes Abbruch tue, meinte er, solange er unter ihnen wäre ginge alles ordentlich und friedlich zu, und das wäre ihm wichtig, da er doch nun einmal zugleich der Wirt wäre.

Ich meine, so versteht man erst richtig, was über der Tür des Widums zu Navis geschrieben steht:

Hier der Wirt,
Ein Seelenhirt,
Auf euer ew'ges Wohl
Bedacht sein wird.

Auch in Vent kehrten wir diesmal im „Gasthaus zum Kuraten“ ein. Aber es war dort ganz anders als ehemals. Zwar das alte Dörflein mit seinen braunen Holzhöfen und seinen hundert Einwohnern stand noch, wohl unverändert wie seit Jahrhunderten, aber statt des einen gab es jetzt drei Gasthäuser, darunter ein neues, großes „Alpenhaus“, das wohl in diese etwas unwirkliche und naturgemäß rauhe Höhe von fast 1900 m Sommerfrischler zu loden wünschte. Und Hochwürden, der Herr Kurat, wohnte nicht mehr in dem alten Hause und machte nicht mehr wie damals den Wirt und Berater der Gipfelstürmer, die sich hier zusammenfanden, von ihren Heldentaten erzählten und neue planten. Es war hier stiller geworden.

Bei unseren kampfstrohen Begleiterinnen war natürlich gar nicht die Rede davon, über das 32 m niedrigere und im Abstieg bequemere Hochjoch zu gehen, sondern das Niederjoch (3017 m) wurde gewählt, und — die Alten gingen mit. Zunächst waren am Nachmittag 600 m über Lawinenreste und Felsbrüche zur Samoar-Hütte der Sektion Mark Brandenburg zu steigen. Was liegt sie schön am Rande der Gletscher, den Mutmal- und anderen Spitzen unmittelbar gegenüber, die sie um 1000 m überragen! Aber das Nachtlager war für so alte Knochen etwas hart, und gegen 2 Uhr standen die Führer über uns auf und die Bretter bogen sich unter ihren schweren Bergschuhen. Doch was tat das alles gegenüber dem Bewußtsein dessen, was wir durch Mut und Ausdauer bisher erreicht hatten und nun noch zum Schlusse bewältigen wollten.

Als wir hinaustraten, standen noch die Sterne am Himmel, sie schienen von einer Größe und leuchteten in einem Glanze, wie wir es nie gesehen hatten. Bald ging es auf dem Gletscher hinan in etwa drei Stunden zum Niederjoch (3017 m) und zur Similaun-Hütte, die so wunderbar am Fuße der Schnee- und eisbedeckten Pyramide des 3607 m hohen Similaun liegt. Damals eine Hütte unseres Alpenvereines, jetzt auf italienischem Boden und dem Club Alpino Italiano gehörig, aber von einem deutschen Tiroler bewirtschaftet!

Der Anblick dieses merkwürdigen Berges wirkte so bezaubernd auf die jungen Damen und so anreizend, daß sie beschloßen, ihn zu besteigen. Meine Frau kam natürlich nicht in Frage — das war doch nicht mehr Wandern, sondern richtiges Bergsteigen, und das hatten wir selbst in mittleren Jahren nicht gemacht. Sollte man sich jetzt mit sechzig Jahren lassen: Alter schützt vor Torheit nicht? Ich hätte also, namentlich auf das, was uns noch bevorstand, nämlich 1500 m abzustiegen bis zur nächsten Unterkunft, allen Grund gehabt, tapfer zu verzichten. Aber — konnte ich die Damen (mit dem Führer) allein gehen lassen? Höflichkeit und Mannhaftigkeit siegten. So habe ich noch als Sechzigjähriger den Similaun bestiegen, und das hat mir unter anderem die Kraft gegeben, daß ich fünf Jahre später als ehemaliger Oberleutnant der Landwehr während des Weltkrieges vier Jahre lang in Berlin eine Jugend-Kompagnie und ein Jugendbataillon militärisch ausbilden konnte.

Der Aufstieg war durchaus nicht schwierig, nur mühsam wegen des unablässigen Schneestapfens. Die Aussicht über alle Mäzen großartig. Man blickte über die Dektaler im Osten bis zum Großglockner, andererseits bis zum Ortler, ja über die Westalpen bis zur Jungfrau und zur Lombardischen Ebene. Was man da empfindet, hat in schöner, dithyrambischer Weise in den „Mitteilungen“ unseres Alpenvereines vom 1. Februar Georg Theile in dem Aufsatz „Vom wahren Wert des Alpinismus“ dargelegt.

Der Führer drängte zum Abstieg. Es ging auf 10 Uhr, der Schnee war weich geworden. Das war anstrengend. Aber es wurde durch das Komische der Situation erleichtert. Ich fuhr dreispännig. Vorne hüpfte das leichtfüßige Fräulein, von Schritt zu Schritt tief einsinkend. Dann folgte in angemessener Entfernung der Führer, an der Hand die Großmutter, deren weißer Unterrock sich bei jedem Schritt wie eine Glode aufblähte. Dann kam ich, die beiden Enden des Seiles haltend und „Salt!“ rufend, wenn der Zug stockte. Das war lustig, und wir schafften es und kamen heil an, ein wenig der überstandenen Gefahren bewußt. Denn ich hatte einmal die Schneedecke durchtreten und war am Sinken, als die Hand des Führers mich packte. Auf meinen Wunsch untersuchte er mit meinem langen Bergstock die Tiefe, fand aber keinen Grund.

Die Anie zitterten doch etwas und man streckte sich in der Hütte mit Behagen lang auf die Bank, bis sie sich samt dem Herzen beruhigt hatten. Ein Teller Erbsuppe und ein Viertel Spezial taten dann das übrige. Wie schäht man es doch in solchen Augenblicken, daß unsere Südtiroler dies Getränk haben! Und zwar haben als heimisches, ureigenes Gewächs, deutschen Wein! —

Nun aber das Ende der Unternehmung! Dieser Abstieg von 1500 m an der steilen Felswand auf geröllreichem Wege, das war eine Arbeit für die alten, schon recht ermüdeten Beine, und noch eine Nacht auf der Hütte, das lodte nicht. So nahmen wir alles zusammen, die Lust und auch den Schmerz, und dankten Gott, als wir endlich in dem kleinen Gasthof zu Obervernagt beim Kaffee saßen, froh und stolz, daß wir diese tüchtige Leistung vollbracht hatten, und ich schaute bewundernd auf meine treue Wandergesährtin.

Was dann kam, war Lohn und eitel Genuß: die Wanderung durch das überaus reizende Schnalstal mit einer Rast in dem alten, romantischen Karthaus. Vor uns auf hohem, ins Tal vorspringendem Fels das Kirchlein von St. Katharina, hinter uns, alles überragend, die weiße Pyramide des Similauns, der Schauplatz tapferer Taten, rechts die alte Burg und die künstliche Gemse auf hoher Klippe, an beiden Seiten in dem schluchtartig sich verengenden Tale die immer üppiger und süd-

licher werdende Vegetation und neben uns an der begrüntem Wand die flugäugigen grünen Laxerten. Immer milder und weicher wurde die Luft, und so erlebten wir wieder einmal beglückt den Zauber dieses Wechsels: in drei Tagen von Schnee und Eis in 3600 m Höhe hinab in den sonnigen Süden.

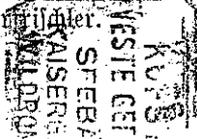
Du siehst, lieber Freund, daß euer Alter durchaus kein Hindernis zu sein braucht, noch einmal in Wanderlust ein Stück Jugend zurückzurufen, gerade heute, wo so vielen die Flügel lahm werden. Glücklicherweise jeder, der es noch vermag, in einer Alpenwanderung die Kräfte des Leibes und der Seele zu stählen. Frisch gewagt ist halb gewonnen!

Drum Berg = Heil!

Kinzel.

Nachschrift. Ich will zu eurer Ermutigung hinzufügen, daß ich noch als 64-Jähriger eine, wenn auch zahmere Bergfahrt unternommen habe, diesmal aber in Begleitung eines Sohnes. Von Berchtesgaden ging's über die Ramsau und den Hirschbühl nach Zell am See. Von da durch das Gasteiner Tal über die Bockhard-Scharte nach Kolm Saigurn und durch die Kauris nach Zell zurück. Raft hielten wir in Lofer. Von da wanderte ich allein nach Waidring und über die Griesener-Alm zum Stripsenjoch. Ich wollte dort eigentlich zu Nacht bleiben und die Wirtschaft in „unserem“ Hause kennenlernen. Aber es war Sonnabend und viel junges Volk wallte herauf, um dort zu übernachten und dann am Sonntag eine Besteigung zu machen. Das schien mir zu unruhig und so stieg ich noch am Abend den damals sehr steinigen Weg nach Hinterbärenbad hinab. Es war eine Sache! Zum Abgewöhnen. Denn die Augustsonne sandte glühenden Brand und schien mir völlig wagrecht ins Gesicht, so daß ich wirklich heilfroh war, als ich in unserem Anton-Karg-Haus ankam, und nicht wenig stolz, als ich, als Mitbesitzer, in unserem schönen, geräumigen Sektions-Zimmer gastfreie Aufnahme zu finden. Am anderen Tage wanderte ich frohgemut das altbekannte Tal hinab und begrüßte — zum letzten Mal — die Sektionsgenossen im lieben Ruffstein.

Das war im wesentlichen der Schluß meiner Bergwanderungen. Es kam der Krieg und die Verarmung. Aber ganz konnte ich von den geliebten Bergen nicht los und bin vom 75. bis 78. Lebensjahre noch einmal in den Alpen gewesen, nunmehr freilich als Sommerfriseur.



Buchbesprechungen.

Hammerbacher S. W., Skiführer für das Arlberggebiet II. 140 Seiten. Klein-Oktav. Mit 3 Skikarten und 13 zweifarbigen Rutenstücken sowie 3 Kunstblättern. Steiffartontiert RM. 4.—. 1931, Bergverlag Rudolf Rother, München. Dieser 2. Band des mit Recht oft zu Rate gezogenen Arlberg-Skiführers ist zur Freude vieler Skitouristen eben erschienen. Er behandelt den westlichen und nördlichen Teil des Arlberggebietes, die Skiparadiese von Stuben, Zürs, Lech, Barth, Schürmbach und der umliegenden Berge. Die genaue Bearbeitung, das ausgezeichnete Kartenmaterial, sind wiederum vorbildlich. Auch dieser zweite Band des Arlbergführers ist für jeden Arlberg-Skifahrer, d. h. für jeden, der einmal dahin will, unentbehrlich. Warum? — Einmal wegen des Textes: Das ist wirklich eine Beschreibung, nach der man gehen kann. Und wenn trotzdem im Gelände etwas unklar ist, hat man nicht nur die ganz hervorragenden

Karten, Meisterwerke, vierfarbig, Maßstab 1:25.000, sondern außerdem noch die auf Kunstdrucktafeln beigelegten Rutenstücken (Skiruten rot eingedruckt). Die Bezeichnung der einzelnen Fahrten ist im Text, in der Karte und in der Skizze gleichmäßig durchgeführt. Alles Beweise dafür, daß dieser Führer nicht nur gut, sondern auch praktisch ist.

Koller Willi, Skiführer der Umgebung von Zell am See, Saalbach und Saalfelden, Hochgebirgsführer durch die Benediger-, Glöckner- und Granatspiz-Gruppe. 96 Seiten. Oktav. 16 Rutenstücken auf Kunstdruck. Zweifarbig. Eine Skikarte des ganzen Gebietes. 1931, Bergverlag Rudolf Rother, München. In naher Zukunft werden die Hohen Tauern Mittelpunkt des alpinen Skilaufes in den Ostalpen sein. Schon um Zell a. S. sind Skihänge und Abfahrten für Anfänger und Fortgeschrittene gespreitet, Saalbach gilt bereits als Skiparadies, Saalfelden nicht weniger. Die Notwendigkeit und Berechtigung dieses Führers ist damit erwiesen. Sein inhaltlicher Wert steht für den Kundigen schon nach dem ersten Durchblättern fest: Genauigkeit, Anordnung und Ausführlichkeit der Einzelangaben sind vorbildlich. Das Beste am Führer sind die Skihochturen. Glöckner und Benediger auf Skiern! Das sind Fahrten, für deren Vorbereitung dieser Führer wichtiges, notwendiges Handwerkszeug ist. Das Büchlein bringt aber nicht nur die Modeturen, sondern alle Skihochturen des Gebietes überhaupt, mit allen wichtigen Angaben. Man findet sogleich, was man sucht, und viele Stichproben sprechen auch für die Zuverlässigkeit des Führers. Der „Koller“ sei also nachdrücklich allen Skifahrern empfohlen, denen die Hohen Tauern lieb sind — das handsame Büchlein wird ihnen ungemein nützlich sein.

Gott in der Lawine. Ein Ski-Sportroman von Roland Betsch. 253 Seiten. Oktav. 1931, München. Bergverlag Rud. Rother. Leinen RM. 5, geheftet RM. 3. Ein Buch für Skifahrer? Nein, ein Buch für jeden Lebendigen, der Wagemut und Ich-Einsatz, Einsamkeit und Naturverbundenheit ehrt und liebt! Betsch ist ein Dichter, er ist auch ein kenntnisreicher Skifahrer und Bergsteiger — dies Buch beweist es von neuem! Es ist unnötig, „Handlung“ zu schildern, wo das „Wie“ der Darstellung das Wesentliche ist. Betsch beschreibt anschaulich und genau sportliche Einzelheiten (z. B. die symbolische Wandlung eines alten Hospizes in ein Winterport-Großhotel, Meisterschaftskämpfe, Ski- und Kletterturen); gerade dies ist der rechte realistische Hintergrund für die abrollenden erhaben-geheimnisvollen Schicksale. Die Berückung klaren, bunten Tatsachenberichtes und umschleierter Deutung von Mensch, Berg, Sport ist wahrhaft einmalig. Das Buch „Gott in der Lawine“ ist nicht allein der erste große Skroman, es ist mehr: Sinngebung und Deutung des Skisportes, der Bergfreude.

Druckfehler-Berichtigung.

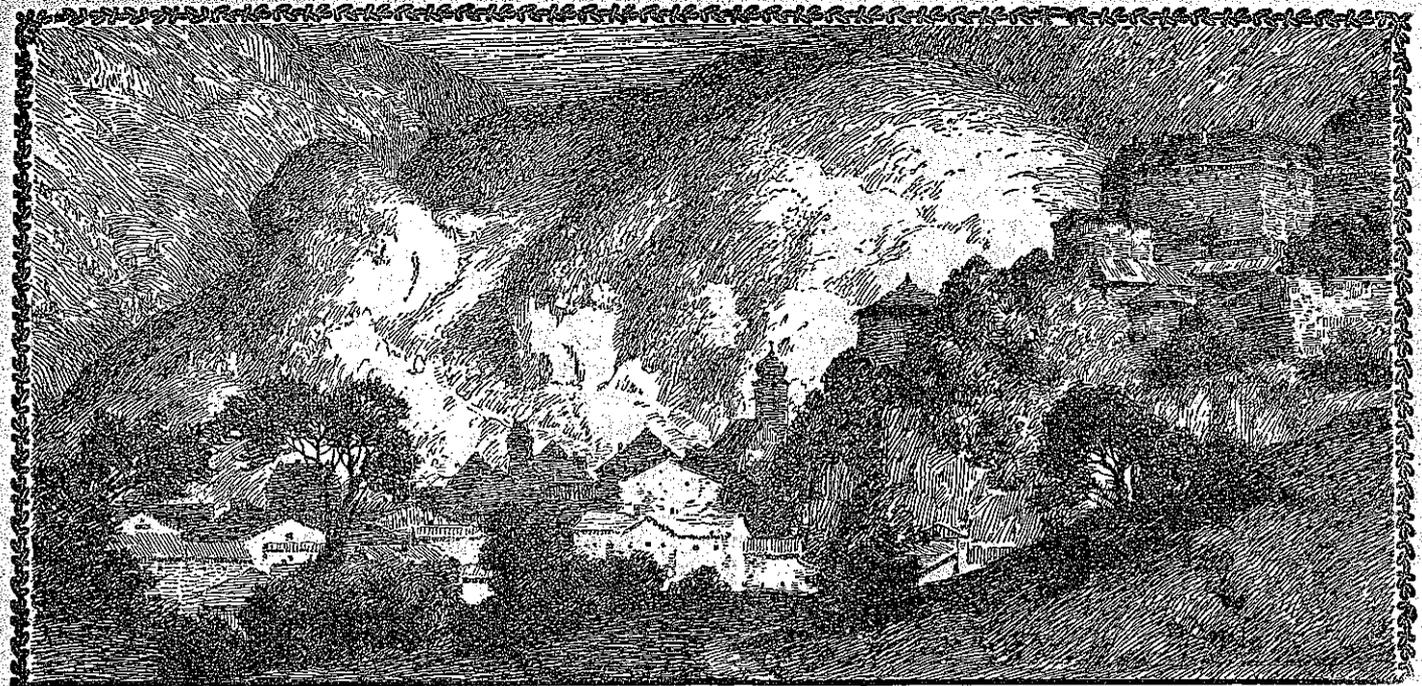
In dem Gedichte „Alpenrosen“, März-Folge unserer Mitteilungen, muß die 1. Zeile der 3. Strophe lauten:

Und so trägt auch diese Rose . . .

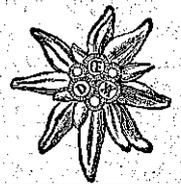
Der Schreibfehler ist nicht sinnstörend, aber eine Beleidigung des Versmaches.

Auflösung des Rätsels in Nr. 3 der Mitteilungen

1. Pfann, 2. Barth, 3. Almer, 4. Preiß, 5. Bayer, „Pamir“.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.Oe. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, Mai 1931

Nummer 5

Wo die Kitzbühler Berge am höchsten ragen.

Franz Niederl.

Wenn im Herbstbrand die Blätter glühen, hoch oben in den Nordflanken der Berge schon der Schnee seinen Dauersitz aufgeschlagen hat und die Sonne vom rein blauen Himmel strahlt, dann ist's unbezahlbare Freude, da zu weilen, wo wenige Wochen später der Schi seine Zauberkreise zieht.

Da, wo die Kitzbühler Berge am höchsten ragen, wollten wir leuchtende Herbsttage durchwandern, die trüben, grauen Regenzeiten gefolgt waren. Noch hing die schmale Mondsichel im nachtschwarzen Himmel, als ich mit meiner Frau den Weg unter die Fäuke nahm, der uns so oft von Brizlegg zum Wiederbergerhorn geführt hat. Ganz zarte Lichttöne lagen auf den Höhen des Rosengebirges, als wir gegen Reith hinausstiegen, und bald war's heller Tag geworden. Mit ihm kam des Morgens Frische. Es war wirklich recht kalt; am welken Gras hing der Reif; glitzernde Eispiegeln spannten sich über Wasserlachen und der Hauch fuhr vom Munde wie im Winter. Auf der neuen Alpbacherstraße, die im Walde zwischen Reith und Hygna nach links abbiegt, schritten wir, die Hände sorglich in den Hosentaschen geborgen, dahin, durch kurze Tunnels, hoch über der Bachsahle, wo das kleine Elektrizitätswerk Licht und Kraft schafft, vorbei an einem hohen Schornstein, der allein von irgend einem Brande verschont geblieben scheint. Die Gratspitze mit ihren braunroten, dunkelgrün gesprenkelten Rippen und Schluchten lugt im Frührotschein herein ins Tal; wir wandern unter dem unsichtbar bleibenden Alpbach hindurch. Bei einem Wirtshaus steht ein ziemlich großer Selbstfahrer, dessen Schuppenpanzerspur wir schon längere Zeit verfolgt hatten. Das Tal weitet sich; zur Rechten fährt ein schöner Berg mit verschneitem Haupt über die Baumkronen empor, unseres heurigen Sehnsüchtigen Erfüllung, der große Galtenberg; der kleine, dunkle Klotz des Tristenkopfs, die stumpfen Zähne der Sagtaler werden im Hintergrund des Greittales sichtbar. Kurz vor 8 Uhr betraten wir die freundliche Gaststube in Hummerau, das allerdings nur auf der Landkarte diesen Namen trägt; die Einheimischen, und auf die kommt's in diesem Fall doch auch ein wenig an, kennen nur ein Inneralpbach.

Ich vermute, daß der uns vorgelegte Tee zum Teil auf den umliegenden Bergwiesen beheimatet war, aber er war braun, süß und heiß und half uns bald aus der Morgenstarre. Nachdem meine Frau sich noch einige Lichtbilderbeute eingefangen hatte, nahmen wir die Wanderung wieder auf, die jetzt im vollen Sonnenlicht von Schritt zu Schritt an Gemütlichkeit und Schönheit zunahm. Kaum eine Viertelstunde hinter Hummerau steht am Weg eine turmlose Kapelle. Da beginnt, vorsorglich mit Wegtafel eingeleitet, der Aufstieg zum großen Galtenberg. Durch den Waldgürtel ist er so bequem gelegt, daß man glaubt, auf einem Spazierweg oberhalb eines besseren Badeortes zu wandeln. Tiefgrüner Moossteppich deckt den Boden des Waldes, durch den die sanft geneigten, sehr langgedehnten Schlangenwindungen ziehen. Wir schlüpfen fast unhörbar dahin, weil man an solchen, wenig begangenen Plätzen häufig Wild beobachten kann. Wir belamen leider nichts zu Blick; die Waldstille wurde durch die Stimmchen des munteren Meisenvolks eher gehoben als gestört. Dann begann der breite Kamm, zu dessen Anfang sich die Jagdleitung ein kleines Schutzhäuschen gebaut hat. Die Fichten werden niedriger, der Baumbart daran länger; das Reich der Firbe beginnt. Glibernd wie ein Silberpiegel kündet der Gipfelblock des Galtenbergs, daß er schon ein wenig ins Wintergewand geschlüpft sei. Durch einen wahren Alpenrosenhain geht's hinan zum kleinen Galtenberg, einer Anhöhe, zwar zur Bereicherung des Fahrtenberichts recht zweckdienlich, im übrigen aber so bescheiden, daß man erst hinterher, wenn man sie schon überschritten hat, ihr Dasein feststellen kann. Von da ab ist auf der Schifahrerfarte der dicke rote Strich, auf dem wir bisher gegangen waren, in Teilstrieche aufgelöst, ein Zeichen zunehmender Steilheit und eine Mahnung zur Vorsicht für den Mann der Nordlandsbretter. Für den Fußgänger bietet sich keinerlei Schwierigkeit und merkwürdig schnell rückt das Gipfelkreuz näher und näher. Wir waren langsam gegangen, hatten sogar Lichtbilderaufenthalt gehabt, dennoch standen wir um 12¹/₂ Uhr droben.

Was man von einem Ausichtsblick billigerweise verlangen kann, das schenkt dieser herrliche, 2425 m hohe Gipfel mit vollen Händen und wir haben während einer fast zweistündigen Rast neben den gewöhnlichen Gipfelbeschäftigungen unsere Augen tüchtig auf Rundschau geschickt. Ich habe mir zwar, wie gewöhnlich, verfaßt,

die Aussicht zu zerpfücken, aber in großen Zügen habe ich sie festgestellt; sie reicht von den Niederen Tauern bis zu den Deptalern, was freilich nur an einem so klaren Tag zu erkennen ist, wie er uns besahert war. Nach meinem Geschmack sind die drei besten Aussichtswarten der Rißbühler Alpen der große Kettenstein, der Rißlerkogel und eben unser Galtenberg. Peter Carl Thurwieser hat den letzteren 1826 erstiegen; Kardinal Fürst Schwarzenberg hat ihn 1854 besucht; diese beiden viel Gewanderten finden begeisterte Worte für die Rundschau von diesem Berg, den heutzutage viele Bergsteiger kaum dem Namen nach kennen. Er ist eben nicht „Mode“; er ist, da einfaches Wanderziel, mauerhakenlos; wer ihn aber vom Tal aus betrachtet, dem fällt der wuchtig schlank Aufbau sofort auf und im Blickbild von einer der das Ruffsteiner Talboden umstehenden Höhen aus ist er durch seine Masse eine unverkennbare Gestalt. Uebrigens findet auch der Leistungsbergsteiger sein Auskommen, wenn er den Galtenberg besteigt und daran die Gratwanderung über den Tristenkopf und die Sagtalerpitzen zum Wiedersbergerhorn reißt; steiles Allgäuergras an ersterem, das Sägeblatt der Sagtaler und schließlich die stattliche Ausdehnung dieses Ganges füllen einen Tag in klarer Herbstluft ausgiebig, wenn man nicht zum Geschlecht der alpinen Rennpferde gehört.

Während meine Frau einem kurzen Gipfelschläschen huldigte, bewunderte ich zuerst die Kunstflüge zweier Kolltraben und dann eine silbergraue, kurzgeschwänzte Maus, die sich eine von uns „abgelegte“ Bananenschale mit großer Kraftanstrengung vor den Eingang ihrer Wohnung zertrümmerte und dann ein gewaltiges Gefolge hielt. Auch Erbspinnen und eine Anzahl Fliegen freuten sich des Lebens und halfen mir die Zeit kürzen, was eigentlich schade war, denn auf solch prächtiger Hochwarte sollte man recht lange Zeit haben zu seeliger Schau. Das Gipfelbuch im Ausmaß eines mäßigen Geschäftshauptbuches, das seinen Standplatz in einer Art offenen Altars knapp nördlich unterm Gipfelkreuz innehat, wird wohl noch viele Jahre seinen Zweck da heroben erfüllen; der Galtenberg ist bestimmt nicht überlaufen.

In dem wellig absinkenden Abschnitt zwischen den Punkten 2320 m und 2351 m stiegen wir dann ab, querten eine Zeitlang südostwärts unter dem Kamm durch und erreichten den Steig, der von der Hochbergeralm zum Steinbergerjoch führt. Seinen höchsten Punkt bezeichnet eine prachtvoll gewachsene Zirbe. Von da wanderten wir fast eben an ganz kleinen Seelein vorüber zum Joch, wo die Otto-Beizel-Hütte der Akademischen Sektion München steht. Da wollten wir übernachten. Vorderhand mußten wir aber noch zuwarten, bis verabredungsgemäß Ruffsteiner Bekannte kommen sollten, die den Hütten Schlüssel mitzubringen hatten. Wir setzten uns jenseits des Jochs unfern der Gefallenendenksäule und starteten erwartungsvoll nach Norden hinab, wo schon die Spätnachmittagschatten sich breit machten. Da rührte sich nichts. Dann hummelte ich wieder zurück und bemerkte zu meiner lebhaften Freude, daß der Hüttenkamin schon ausgiebig rauchte. Unsere Kameraden Huttig und Vermer waren unterdessen eingetroffen; sie waren über Gamskopf und Tristenkopf gegangen und damit war uns auch die Herkunft einiger wunderschöner Bergrufe: *Ahoi!* und *He zu a he!* klageworden, die wir am Gipfel des Galtenbergs aus dieser Richtung her vernommen hatten.

Von diesem Augenblick an begann ein trauliches Hüttenleben, wozu die Akademikerhütte den stillvollen Hintergrund schafft. Ein fein eingerichtetes, mit großer Sachkenntnis für bergsteigerische Bedürfnisse, mit fein ausgeklügeltem Raumsinn geschaffenes Bergsteigerheim, das vor allem auch eine gute Klampfen mit voller Besaitung sein eigen nennt. Als es dann noch gelungen war, die widerpenstige Petroleumlampe zur Vernunft zu bringen, als gegen 7 Uhr noch weitere vier Berggefährten eintrafen: unser Köhler Fritz, ausgezeichnetes Federgewicht im Rucksacktragen; unser Sanko, preisgekrönter Schwergewichtsmeister im Rückenbeutelklimmen, und das liebe, allzeit bei uns gern gesehene Ehepaar Erhard, da wurde die Stimmung berglerisch im besten Sinn. Wir haben geschmaust und in Tee, Kaffee und Wasser geschwelgt; wir

haben eine ausgedehnte Judenverfolgung veranstaltet; wir haben zu der Klampfe Klang des Kaisers Reiterei, die wackeren Landsknechte, das Bataillon Tiroler aus dem Ungarland herauf, unsere alten Bergsteigerlieder und noch viele andere durch den tabakgeschwängerten Raum ziehen lassen und erst um 11 Uhr Polizeistunde geboten. Betrüblicherweise wurde anderen Tages festgestellt, daß meine fabelhafte Schnarchbegabung sich auf absteigendem Ast befindet. *Sic transit gloria mundi.*

Was goldener Herbsttag im Gebirge bescheren kann, hat uns der folgende Tag geschenkt. Hoch überm Grund des Hämmererbachs querten wir im östlichen Gehänge zur Hämmerer-Soßalpe und über einige Stufen, bald näher, bald weiter vom schäumenden Wasser zogen wir gerade südwärts auf die Maurerscharte los. Mich wundert nur, daß wir ohne allzugroße Verzögerung vorwärts kamen. Mit einemmal saß nämlich fast die ganze Gesellschaft auf einem mächtigen Block und da begann ein Wüteln, Zupfen und Schmausen in den dort wachsenden Heidelbeeren, daß ich als alter, vorsorglicher Weidmann mir dachte, da bleibt dem armen Schnee- und Dickwild nichts mehr übrig für die Herbstfütterung. Blausingerig und dunkelzähmig machten sich die Beerenwürstlinge wieder auf den Weiterweg. In dem steilen, muldenförmig vertieften Gehänge unter der Scharte war schon König Winters Vorhut eingezogen; die Schier wären hier gut und gern zu ihrem Recht gekommen. Natürlich wehte auch ein frostig küstern durch diesen schattigen Winkel. Auf der Scharte umflutete uns aber sofort die Sonnenwärme; kein Stäubchen Schnee lag auf der Südseite. Freilich, jenseits des Krumbachtales, da gab's in den Ost- und Nordflanken des Kreuzjochzuges wieder genug des weißen Pulvers, um die paar Hafelschuhbesitzer unter uns etwas nachdenklich zu stimmen; es kam aber weit besser, als der Anblick von hier aus vermuten ließ.

Nach kurzer Rast begann der Sturm auf den Torhelm. Diesen schönen Berg, dem Rauthner ein längeres Gedenken in den Mitteilungen des Oesterreichischen Alpenvereines 1864 widmet, hatte ich früher schon etwa ein halbes Duzendmal bestiegen und deshalb leistete ich meiner Frau Gesellschaft, bis die anderen rasselnd und staubaufwirbelnd wieder zur Scharte herniederstoben. Und dann begann ein gar herrlicher Gang von der Scharte über den Ragenkopf—Rißlerkogel zum Kreuzjoch. Wir stiegen, wo es uns gefiel, durchs Südgehänge schräg aufwärts dem großen, weißleuchtenden Vermessungszeichen entgegen, das der Ragenkopf trägt. Die drei Seen in der Tiefe: der fast schwarzblaue Maurersee, der hellgrüne Langersee und ein unbenanntes, fast kreisrundes Seeäuge, der Schnee drüben am Kreuzjoch, die warmen, braunen Felsentöne, das goldfarbige Herbstgras, all das hat gewiß eines Jeden Auge entzückt. Und gar küstern und begehrlieh sind die Augen geworden droben am Ragenkopf. Da schwenkt ein Gratast im Südwesten ab zu einer Erhebung, Mannskirch geheißenen und dieser Berg entsendet nordwärts einen Kamm gegen Triplonalpe—Gmündner Alfen zum Märzengrund hinaus, einen Kamm, den man sich mit geringer Vorstellungsgebe schon als paradiesischen Schweg ausmalen kann.

Rauthners Höhenangaben für die höchsten Rißbühler Berge stimmen nicht mit den Ergebnissen der heutigen Vermessung überein. Er gibt dem Torhelm 8424, dem Kreuzjoch 7926, dem Ragenkopf 8014 Wiener Fuß. Heute ist einwandfrei festgestellt, daß die Höhenreihenfolge von unten nach oben lautet: Torhelm, Ragenkopf, Kreuzjoch. Einen Berg im Hauptkamm bezeichnet er als Stulfor; vermutlich ist damit der Schachtenkogel gemeint. Daß übrigens die alten Katasterhöhen vielfach unrichtig sind, bemerkt Rauthner selbst, da er die Angabe „der Höhe des Geierkopfs am Salzachsprung“ (gemeint ist natürlich der Salzachsgeier) mit 8728 Wiener Fuß mit Recht bezweifelt.

Auf dem Ragenkopf nahmen zwei von uns Abschied; sie wollten früher absteigen, um den Nachmittagszug noch zu erreichen. Kundige wollen erlaucht haben, daß sie, zu Hause angekommen, sich in die dunkelfarbige Gewandung warfen, welche gebildete Mitteleuropäer im Tanzsaal zu tragen pflegen. Sie sollen aber -- auch das wurde erspäht -- wohl aus Neue über das Verschmämmnis des

Tages sich ohne jegliches weibliche Wesen an einem einsamen Tischchen für sich allein unterhalten haben.

Vom Katzenkopf, der mit seinen 2539 Metern die zweithöchste Erhebung der Rißbühler Alpen darstellt, stiegen wir südwärts ab, umgingen einige Felsabbrüche in der Ostflanke und strebten dann wieder zum Hauptkamm hinan. Auf dieser Strecke hat einer von uns einen braven Schutzengel gehabt; ein unbedachter Schritt brachte ihn zum Straucheln, des Kuckucks Riesenlast tat das übrige und nur seiner Geistesgegenwart, die ihm eben sein Schutzengel eingegeben haben wird, ist es zu danken, daß ein anfänglicher Schreck sich in erleichternde Befreiung auflöste.

Hatte uns die Aussicht vom Katzenkopf schon freudigen Glanz in die Augen geworfen, so wirkte die vom Steinmann des Riffler-Kogels aus sogar auf unsere mehr oder minder schönen Stimmen; wir hätten beinahe ein Lobesextett eröffnet. Den Glanzpunkt bildet nach meinem Geschmack nicht das Heer der Eisfürsten von Tauern- und Zillertalergnaden, sondern der Niederblick in das grüne, reich besiedelte Zillertal selbst. Wer dieses viel besungene Tal durchwandert, der muß entweder sehr genügsam oder nicht ganz urteilsfähig sein, wenn er das allgemeine Loblied nachbetet. Vorurteilsfreie haben nämlich schon gefunden, daß es schönere Täler gibt als diesen breiten, grünen Graben zwischen waldigen Höhen; aber von unserem Standpunkt aus kann wohl jeder singen: Zillertal, du bist mei' Freund'.

Ueber den Kamm und in seinen Flanken stiegen wir „leichten Sinns dahin“; das Endziel winkte und zuletzt führten uns sogar sparsame rote Farbzeichen hinan zu einem stattlichen, schlanken Steinmann: Wir waren da, wo der Rißbühler Allerhöchster sein Krönlein trägt, auf dem 2559 Meter hohen Kreuzjoch. Mich hat dieser Gipfel besonders gefreut und ich schüttelte mit Bewußtsein Santo die biedere Rechte, denn uns zwei hat er einige Male schon an der Nase herumgeführt; er blieb uns bis heute einer von den Bergen, „die sie nicht erreichten“. Eine auffällige Bücke in der Kenntnis unserer heimatlichen Bergwelt war geschlossen; mit Frohmuth und Dankbarkeit lagerte sich unsere kleine Schar und gedachte dabei auch des besten Bergsteigers deutscher Zunge, L. Purtschellers, der am 6. September 1893 die gleiche Fahrt wie wir heute, nur in umgekehrter Richtung durchgeführt hat.

Dann kam das, was dem Aufstieg naturnotwendig folgen muß: der Gang zu Thal. Ueber den kann man vielleicht geteilter Meinung sein. Der oberste Teil spielte mit uns in seinen Mulden und Buckeln ein wenig Verstecken. Dann wich der Steingrund bewachsenem Boden, auf dem da und dort kleine Felsrippen mit Zirbenbäumchen stehen; die ganze Farbenpracht seiner Malakust hat der Herbst über die Hänge verbreitet, die hier hinunter ins Allgebiet ziehen; eins machte das andere aufmerksam auf die leuchtende Röthe der Heidelbeerpflaster, auf das Messinggelb der welkenden Lärchenbäume, auf grellgrüne Moosflecke an kleinen Wasserrinnalen. Wunderschöner, blaugrüner Zirbenwald rückte heran, belebt vom Geträusch der Tannenhäher, die auf eifriger Jagd nach Zirbelnüssen mit spechtähnlichem Flug dahingaukelten. Wie ein für bequemste Geher angelegter Pfad tauchte der Weg unter in baumartig behangenen Fichtenforst und ich wollte schon ungeduldig werden, da wir uns so gar nicht der Tiefe näherten — da zeigte uns der Weg, daß er „auch anders könne“. Wie eine Riesentreppe war er gebaut; ein Stück eben, dann — pfeilgerade hinab über Schotter und Baumwurzeln; wieder ein Stück in der Waagrechten, zur Abwechslung recht weich in quatschendem Waldsumpf, dann kühnen Sprungs hinunter durch eine Rinne, die ihre Verwendung als natürliche Holzabfuhr durch abgeschlagenes Astwerk und abgeschälte Baumrinde unzweifelhaft erkennen ließ usw. in buntem Wechsel: Gerade aus — gerade hinab. Da kamen wir rasch tiefer, schließlich durch Wiesen, nochmals durch Wald. Jenseits auf der Straße von Gerlos schnaubte grimmig ein Motorrad; in der Dämmerung durchreisten wir auf breitgemordener Waldstraße die untersten Stufen, überschritten den Bach auf gedeckter Holzbrücke, huschten auf der Straße unter dem laufenden Hainzenberg durch und fanden uns auf verschiedenen

Pfaden im Wirtshaus hinterm Bahnhof Zell a. Ziller zu gemütlichem Schlußtrunk und munterer Rede Wechselfpiel. Ein Durst von beträchtlichen Ausmaßen fand da und auf der weiteren Aufenthaltstafel Senbach das, was er zum Gelächterwerden braucht; unser Santo hat sogar Bier getrunken.

Das waren zwei Feiertage, deren Gedenken so rasch in keinem von uns erlöschen wird. Freilich, Leistungen im Sinne neuzeitlichen Sportgeistes haben wir nicht hinter uns gebracht, aber inneres Bergerleben haben sie uns in überreichem Maße geschenkt, haben uns wieder die Augen geweitet für die Schau des Bergherbstes, haben der Seelenharfen Saiten in Jubeltönen erklingen lassen beim Flüstern des Windes im Zirbenbaum, bei der Sonne Kringeln im einsamen Bergsee. Wer mit uns ging diese zwei lieben Bergsonnentage, da wo die Rißbühler Berge am höchsten ragen, der begreift das schlichte Wort meines Freundes Kurtz:

Nach Feiertunden steige ich
Von sonnig blauer Höhe her
Zu Thal und trage innerlich
Vom Glücke schwer, vom Glücke schwer.

Eine Bergfahrt ins Zillertal.

Von Florian Gartner, Wörgl.

Drei Tage schon ist der Himmel mit Wolken verhängt und weit in das Tal herab liegt noch der Schnee. Ueber dem Juntal blaut schon ein klarer Himmel und all die Wolfenkegen, die vom Westen her angesprengt kommen wie Schimmelreiter, zerfließen, wenn sie sich zu weit vorgewagt haben, im Blau des Himmels unter den warmen Strahlen der Sonne. Die lacht golden herab auf einen unsagbar schönen Spätwintertag. Bald ist Josef — —. Wer könnte es da im Tale noch aushalten?

Das klingelnde Rasseln des Weckers weckt mich aus dem träumenden Schlaf; rasch aus den warmen Hüllen und in die winterliche „Bergluft“, die Brett geschultert und dann hinaus in die Nacht, die noch schwer und finster ist.

Mit raschen Schritten eilten wir zur Bahn. Nach 1/4stündiger Fahrt ging unsere Wanderung an. Als durch das Tal des rauschenden Baches ein Ahnen von köstlicher Frühlingsehnsucht ging und die braunen Schindeldächer des Dörfchens Stumm aus dem schmelzendem Schnee hervorlugten, stiegen wir zur Höhe empor, um das Reich des Winters noch einmal in seiner Pracht in unsere Herzen einzuschließen.

Ueber sanfte Abhänge führte unser Weg an einsamen Bauernhöfen vorbei, weiter durch lichte Wälder, bis diese ihre geschlossene Regelmäßigkeit verloren und sich der Blick ungehindert über die zur Höhe gehenden Schneeflächen weiten konnte. Im Tal und auch auf unseren Höhenwegen weht freilich noch der eifige Wind, aber unser Gehen treibt das Blut zu rascherem, wärmerem Lauf. Immer deutlicher zeigt sich das Antlitz der Landschaft, das in der Morgenfrühe nur unbestimmte Umrisse trug. Je höher wir kommen, desto romantischer breitet sich das unermeßliche Reich des Bergwinters vor uns aus; über den nächstliegenden Bergketten ragen in der Ferne im blauen Licht andere höhere Gebirgskämme auf, Spizen und Grate, ein ganzes Meer von Gipfeln, die alle das glitzernde Band des Winters umschließen wie eine überirdische Welt, die in Majestät hoch über allem Menschlichen schwebt.

Mit Freude hatten wir den Gipfel des Hornes erreicht, die schwellenden Formen, hügeligen Mulden, die wächtenübertagten Rämme und Gipfel, über die ein lichtklarer Himmel von unberglicher Reinheit blaut, alles klingt zu einem gewaltigen Loblied der winterlichen Natur zusammen.

In flügender Fahrt geht es dem Tale entgegen, zuerst über baumlose Hänge, dann durch Fichtenwälder auf schmalen Wegen.

Schon neigt sich der Tag zu Ende und wir mußten noch eine Unterkunft suchen. Mit starren Schritten geht es talaufwärts, bis endlich nach zweistündiger Dauer die Alpachalm erreicht ist.

Der nächste Tag war ein Geschenk. Glutrot steigt die Sonne auf und hängt wie eine reife Orange am Himmel. Und nun säumt sich der Horizont feurig, fern auf den eisgekrönten Häuptern der Berge flammt der purpurne Morgenfuß der Winter Sonne. Im sonnigen Morgen spürten wir dem Sonnenjoch zu, wo das Schauen zum Erlebnis wurde. Es ist, als ob die Edelstein aus dem Geschlechte der Alpenriesen sich vereinigt hätten, Phöbus in seinem Flammenwagen zu begrüßen. Die verschneiten Berge der Zillertaler, der Tauern, fern sich emportürmend wie ein Opferaltar der Großenebiger, berauschen den schauenden Menschen, dem Leben, Leid und Liebe in nichts versinken. Doch nicht nur in wundervoller Schau wollen wir des Wintertages Pracht genießen, nun soll's auf unseren Brettern in rauschender, wiegender Fahrt dahingehen über die unberührten, makellosen Hänge. Durch den stäubenden Schnee zieht unsere Schispur in hemmungslosen Bogen, trägt uns von Kamm zu Kamm, dann wieder vom Gipfel nieder über Mulden und Hänge, über blau beschattete Schluchten und durch beschneite Waldstreifen.

Braune Hütten starren durch den Schnee und boten in ihrer Farbe den Ruhepunkt fürs Auge, das vom Sonnenglanz geblendet irrt. Die Tiefentalalpe winkt weit hinaus über das Tal bis dorthin, wo die Fluten der Brigentalerache rauschen und verbirgt sich doch in der Demut des Niederen vor dem Glanze der Gipfel, die im Süden emporragen.

Schon umschlang und umlauerte uns mit begierbevollem Krallen die Nacht, als wir, dem langen Grund entlang die Tiefentalalpe erreichten, die uns Anspruchslosen ein behagliches Nachtlager gewährte: für uns keine Alpe im gewöhnlichen Sinn, sondern eher ein Alpengasthof war der Stützpunkt für die weiteren Fahrten, von denen uns eine auf den Rastentenden führte.

Die Königseiten erstrahlt im Lichte des jungen Tages, als habe sie allen perlenden Glanz ihres Reiches widerzuspiegeln. Immer mehr Wolken ziehen am Himmel dahin, der Wind sauste immer stärker, wir mußten noch auf den Rastentenden. Nach einer kurzen Rast huschten wir schnell talabwärts. Bald haben wir eine Hütte erreicht, wo wir zur ausgiebigen Rast halten. Dann ging es wieder weiter, wir tummelten uns auf den fliegenden Sohlen im leuchtenden, weglosen Schneegebilde.

Doch nun breiten sich schon wieder blaue Schatten weit über das schimmernde Bergland, es gilt Abschied zu nehmen von des Winters Höhenherrlichkeit.

Lockend zog es uns hin in das winkende Schiparadies, doch nur kurz war unser Zaudern, dann wandten wir uns den Höhen zu, die wir gestern verlassen hatten. An den Hängen des Sonnenjoches empor, den breiten Rücken entlang spurend, links und rechts verwirrende Unendlichkeit, Himmel und Schnee, was kimmert uns Zeit, was Leben?

Das Kreuzbild des Gipfels schaut wie ein Sinnbild des Unendlichen über die Lande. Aus nebeligem Nichts erhebt sich Berg an Berg, Grate laufen wildzerrissen, formen Ketten, Felsen reihen sich an Felsen, Schneebedeckt, fangen Sonnenlicht und lassen es sprühen, glänzen. Wolken kommen und gehen, hangen und lasten in düsterer Schwere.

Einmal noch sahen wir zurück zu jenem Talgrund, hinter dem sich die Berge aufbauen, die uns in ihrer Winterpracht schönstes Erlebnis geboten hatten.

Wer je in einem Winter in den Bergen gewelt, die Schönheit des Sonnenaufganges auf weißleuchtenden Spizen, die klaren Ausblicke in weiteste Ferne und das letzte Bergesleuchten eines ausklingenden Wintertages geschaut, wird dies niemals vergessen können.

Pfingsten auf den Bergen.

Marie Gerner.

Das sonnig-heit're Pfingstfest ist gekommen.
Ich schüttle ab des Alltags Last und Weh.
Bergstock und Rudfaß wird hervorgenommen,
Dann geht's hinauf in lichte Bergeshöh'.
Wie glücklich und wie froh bin ich hier oben,
Allein mit meinem Gott in der Natur.
Das Auge ——— hell zu ihm erhoben,
Allüberall seh' ich nur seine Spur.
In jenen Felsen dort, den schneebedeckten,
In diesen Blumen hier, die ich zum Strauß
Für liebe Menschen binde, im versteckten
Rebenverwachs'nen kleinen Sommerhaus.
Im Heimchenszirpen wie im wilden Tosen
Des Wasserfalles redet er zu mir.
Im Sturmgebraus wie in dem weichen Rosen
Des Abendwindes kommt er nahe mir.
Die Vögel singen leise Schummerlieder,
Von fern der Herdenglocken Läuten tönt.
Mein träumend Aug' betrachtet immer wieder
Die Wolkenbilder hoch am Firmament. —
Schönheit und Friede herrscht auf diesen Höhen,
Ich weiß, mein Herr und Schöpfer ist bei mir.
Und daß ich deiner Allmacht Wunder sehen
Und fühlen darf, mein Gott, wie dank ich dir!

Bergsee im Frühling.

F. Kurz

Noch liegt der See in Eises Haft;
Doch windet sich von Lenzes Kraft
Gewebt, um seines Ufers Rand
Schon leuchtend ein blaugrünes Band.
Wild rast der Föhn; der Panzer tracht
Und spaltet sich. — Bald wieder lacht
Sein Auge, und in Nächten klar
Spielt hier der Sterne Silberchar.

Zahlen-Rätsel

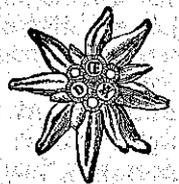
- a) 1 2 3 4 5 6 7 8 8 7 9 10 7 3 Viertausender der Alpen.
- b) 2 4 6 10 4 6 6 Schöner See mit Ausblick auf die Adamellogruppe
- c) 3 8 4 4 6 7 6 2 5 Zwischen den Lechtaler Alpen und der Mieminger-
lette gelegenes Tiroler Dorf, das 1893 einem
Brande zum Opfer fiel.
- d) 4 8 3 5 3 6 7 Erfolgreicher Bozener Bergsteiger, der monchen seiner
heimatlichen Berge als erster, oft im Alleingange,
bewang, von denen einer seinen Namen trägt.
- e) 5 10 7 4 5 6 2 3 Berg in der Dachsteingruppe.
- f) 6 2 3 4 6 7 Berg in den Sextener Dolomiten.
- g) 7 6 2 1 9 10 7 3 Gipfel in den Loferer Steinbergen.
- h) 8 5 5 6 7 4 6 6 See im Salzkammergut.
- i) 8 7 4 2 6 7 10 Nahe dem Südrande der Alpen gelegener Ort, der
im Weltkrieg häufig genannt wurde.
- k) 7 10 5 9 10 7 3 Gipfel in den Leoganger Steinbergen.
- l) 9 2 3 5 6 7 4 5 6 2 3 6 7 4 6 6 See in Ruffsteins Umgebung.
- m) 10 7 5 Schloß am Traunsee.
- n) 7 6 5 5 6 3 4 5 6 2 3 Berg in den Rißbücheler Alpen.
- o) 3 6 4 5 9 10 7 3 Berg in den Berner Alpen.

Die Anfangsbuchstaben aller 14 Wörter, von oben nach unten gelesen, ergeben wieder den Namen des fraglichen Viertausenders.

U. Wittschel, Ruffstein.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D. u. Oe. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, Juni 1931

Nummer 6

Totenkirchl's erste Bekanntschaft mit Bergsteigern.

Franz Nieberl.

Totenkirchl! Der Name klang einst hoch in Ehren, ja er hat auch heute noch nicht viel eingebüßt von seinem geradezu volkstümlich gewordenen Rufe. Ungezählte Jahrtausende hat der gewaltige Felssturm, den manche heute etwas herablassend als Gratausläufer des Karlspitstodes bezeichnen, hinabgestarrt ins Tal. Den ersten menschlichen Kaisertalbewohnern hat er wohl nichts zu sagen gehabt; ihnen war er eben ein Stein, Verkehrs- und Jagdhindernis wie die meisten Berge. Später wird mancher Jäger an seinem Fuße in den Hängen der Latzschöpfe des Teufelswurzgartens nach Wild gepircht haben, und viel später erst erregte er die Aufmerksamkeit solcher, die von Forscherdrang und Neugierde, ein wenig wohl auch vom sportlichen Ehrgeiz getrieben, den Wunsch hegten nach näherer Bekanntschaft, nach Erreichung der Spitze. Und heute! Heute ist das Kirchl, das darf man wohl ohne Einschränkung behaupten, einer der am allermeisten aufgesuchten Kletterberge, steht es vielleicht sogar an der Spitze der begehrtesten Kletterziele in den Ostalpen: Kaisergebirge und Totenkirchl — untrennbare Begriffe. Gewaltiges Denkmal menschlichen Kletternkönnens, geradezu Entwicklungsmaßstab der gesamten ostalpinen Kletterei ist es geworden, damit freilich auch Klettergerüst allergrößten Ausmaßes im großen Kaiser-Turnsaale. Tausenden hat es die Herzen höher schlagen lassen in seinen herrlichen Wänden und Kaminen, auf seinem fetten Gipfelkrönlein; freilich wird es auch Vielen Angstschweiß ausgepreßt haben und vielleicht sogar das Gelöbnis: „Nie wieder Krieg — mit diesem widerhaarigen Gefellen!“ Und mancher, der mit dem Siegerwunsch im Herzen ihm genah, kehrte gar als Nummer Gast von ihm zurück von letzter Bergfahrt.

Wir schreiben heuer das Jahr 1931. Für das Totenkirchl ist das ein bedeutsames Jahr, oder sagen wir besser für

die Kletterer, die dem schönen Berg ja alle irgendwie nahe stehen. Im Juni vor fünfzig Jahren, 1881, standen die ersten Menschen droben auf seinem Haupte und legten ihr „Dagewesen“ darauf in Form eines dürftigen Steinmannes. Und von diesem Steinmanne ging ein Klingeln hinaus in die Lande wie lodendes, werdendes Orgelspiel, und dieser Orgel-Tönen zog bergfromme Menschen hinein in die geheimnisvolle Steinkirche, erst wenige, dann immer mehr, bis der Besucherstrom so angeschwollen war, daß man fast sagen möchte: „Herr, halt ein mit deinem Segen!“ Lauter Andächtige sind es gewiß nicht, die da anrücken!

Recht vielen wird es ganz gleichgültig sein, zu wissen, wann das Totenkirchl die ersten Bergsteiger bei sich zu Gaste sah; denjenigen aber, und das sind zum Glück auch recht viele, die am geschichtlichen Aufbau des Bergsteigens ihre Freude haben, soll diese kleine Arbeit in Erinnerung rufen, wie das Kirchl den Anfang gemacht hat zu seiner Berühmtheit. Ich würde das gerne aus eigener Anschauung schildern, aber damals ging ich eben das erste Jahr zur Schule und da waren mir Pfeil und Bogen und Brummfreisel noch erheblich wichtiger als bergsteigerische Angelegenheiten. Darum will ich die erzählen lassen, die zuerst mit fühner Hand hineingegriffen in den bis dahin scheu gemiedenen Kirchlfels, will sie das wiederholen lassen, was sie darüber im alpinen Schrifttum niedergelegt haben.

Aus den „Mitteilungen des Deutschen und Oesterr. Alpen-Vereines“ 1881:

Totenkirchl, circa 2100 m. (Erste Besteigung.) Nach verschiedenen am 4. und 5. Juni 1881 unternommenen Rekognoszierungsturen, bei Gelegenheit welcher ich einen grünen Fled in den dem Stripsenjoch zugekehrten Mauern nach vielen Schwierigkeiten erreichte, ein Weiterkommen auf dieser Seite aber unmöglich fand, kam ich zu der Ueberzeugung, daß eine Ersteigung noch eher an der West-Seite, die in den Hohen Winkel abstürzt,

ausführbar sein könne, und wurde in der Ausführung meines Vorhabens nur durch eingetretenes schlechtes Wetter und heftigen Schneefall aufgehalten.

Am 15. Juni verließ ich mit Michel Soper, vulgo Steinaderer, den ich, obwohl er in diesem Gebirgstheil noch ganz fremd, seiner übrigen trefflichen Eigenschaften halber eigens von Ellmau herüberkommen ließ, um 4.45 Uhr früh die Hintere Bärenbad-Alpe. Durch Regen unterwegs aufgehalten, erreichten wir das Stripsenjoch erst um 7 Uhr, verließen daselbe jedoch kurz darauf in der Richtung gegen den Teufels-Wurzgarten, dessen latschenbewachsenen Felsbänke in West-Richtung immer unter den Mauern des Totenkirchls bis fast zu ihrem Ende und Absturz in den Hohen Winkel überstiegen wurden. Durch dichten Nebel hier abermals aufgehalten, erkletterten wir durch Kamine, die ich als am geeignetsten für den Beginn des Anstieges schon am 5. Juni auf meiner Rekognoszierungstour herausgefunden hatte, die Spitze einer scharfen Felsnadel, welche durch einen schmalen, aber tiefen Riß vom Bergmassiv getrennt war. Die gegenüberliegende Wand konnte nur mit Zurücklassung alles Gepäcks, selbst des Proviantes und der Pickel, durch gegenseitige Unterstützung und nach einer der denkbar zweifelhaftesten Klettereien überwunden werden, worauf ein grüner, vom Kaisertal aus sichtbarer Fleck in den Mauern erreicht wurde. Statt kompakter Felsmassen und kleiner Plateaus, welche man zu finden hofft und bei Ansicht auch von höher gelegenen Punkten zu erblicken glaubt, besteht das Totenkirchl, ein Felsmassiv von ganz bedeutendem Umfang, in seinen höheren Teilen eigentlich nur aus einer Anzahl einzelner Felsnadeln, welche durch schmale und tiefe Risse voneinander getrennt sind, sich aber gegenseitig vollständig decken und so jene Täuschung hervorrufen. Gegen 10 Uhr hatten wir den zweiten grünen Fleck, gegen 12 Uhr eine stets mit Schnee bedeckte Stelle in der Nordwest-Seite, beide vom Kaisertal aus gut sichtbar, erreicht. Die Klüfte und Felsstürme teils übersteigend, teils denselben auf schmalen Gesimsen immer in Südwest-Richtung ausweichend, erreichten wir nach einer der schwierigsten, anstrengendsten und gefährlichsten Klettereien, die überhaupt bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit geht, die eine Spitze des Felsmassivs um 2 1/2 Uhr, nachdem wir noch kurz vorher bei einer interessanten Felshöhle von riesiger Tiefe vorbeigekommen waren. Von der Existenz einer weiter südlich gelegenen, von uns durch eine tiefe Depression getrennten, höheren Spitze nicht wenig überrascht, stiegen wir wieder hinab auf eine von überhängenden Schneewächten bedeckte, feine Felschneide und gewannen sodann über diese, dann über Felsstrümmen, Schneehalden und endlich durch eine Rinne die südliche und höchste Spitze, auf der wir kaum zu zweien uns halten konnten. Nach Errichtung eines Steinmannes mit Einlage dürftiger Daten und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß ein Anstieg von der Scharte zwischen Totenkirchl und Karls Spitze unmöglich, stiegen wir, von Kälte, Nebel und Hunger getrieben, um 3 1/4 Uhr wieder ab. Wir erreichten nach Anspannung aller Kräfte bis fast zur Erschöpfung derselben gegen 9 Uhr den Hohen Winkel, und nachdem wir uns in der Dunkelheit der Nacht verirrt hatten, um 11 Uhr die Hintere Bärenbad-Alpe.

München

Gottfried Merzbacher.

Als zum Teil hieher gehörig, führe ich noch einige Stellen aus einem Brief von Erich König an; selbstverständlich sollen sie nur als Ergänzung, auf gar keinen Fall als Berunglimpfung eines verdienstvollen, verstorbenen Bergsteigers betrachtet werden:

... Ich habe nicht nur Merzbacher gekannt, sondern auch Steinaderer, diesen Tiroler Adler. Namentlich letzterer war mir ein lieber Freund; ich hatte besondere Ursache, seiner 1890 zu gedenken („Schlimme Tour“ in „Mit Rucksack und Eispickel“). Hohe Ehre seinem Andenken!

Mit Merzbacher sah ich vor 25 Jahren auf dem Gipfel des Totenkirchls. Aufwärts Führerweg, abwärts Schmidrinne. Merzbacher war also zweimal oben, das zweitemal anlässlich unserer Gedenkfeier der ersten Besteigung.

Vielleicht interessiert noch dies: Merzbacher sagte mir ehrlich, daß er 1881 ohne die Rücksichtslosigkeit Steinaderers nie hinaufgekommen wäre. Steinaderer äußerte u. a. bei der Besteigung: „Jud! A Ruach zia g i da auffi, nacha werd i di a no auffizig'n!“ — Ein Jahr vor dieser ersten Besteigung hatte Merzbacher einen Versuch auf das Totenkirchl mit Thomas Widauer gemacht, welcher dabei (als erster Mensch am Totenkirchl überhaupt) den Führerkamin, für den ich 1888 mit Zug und Recht den Namen Widauerkamin vorschlug, erkletterte. Merzbacher rief Widauer aber, gegenüber dem Führerkamin stehend, zu, er solle wieder herunterkommen, da gehe er nicht hinauf. Das sagte mir Merzbacher, ebenso erzählte es mir Widauer, als ich mit diesem am 17. Dezember 1888 die erste Winterbesteigung des Treffauers ausführte. Widauer führte später Babenstuber über den sogenannten Führerkamin zum Merzbacherweg, wo sie auf der Hochwinkelseite in sehr schwere Platten gerieten und auf Wunsch Babenstubers zurückliegen . . .

Erich König.

So entstand also der Merzbacher-Weg, heute fast vergessen von den Bergsteigern, aufgesucht nur von recht Witzbegierigen und von solchen, denen es angenehm erscheint, nicht allzu große Gefahr und Anstrengung auf sich zu nehmen, sowie allein zu bleiben am Berg.

Man hat sich angewöhnt, nur von einem Merzbacherweg bis zur zweiten Terrasse zu sprechen. Das erscheint mir nicht in der Ordnung. Merzbacher ist ja nicht bis zu dieser, sondern bis zum Gipfel vorgedrungen. Dabei hat er zweifellos im allgemeinen den Weg eingeschlagen, der als der natürlichste von der zweiten Terrasse ab führt und dementsprechend auch von den Erschließern späterer Wege, z. B. Zott-Zameker, genommen wurde. Das muß man sich vor Augen halten und man sollte folgerichtig auch diesen Teil der Merzbacherschen Besteigung mit seinem Namen belegen. Statt dessen ist er sonderbarerweise namenlos geblieben, was sich später bestimmt nicht ereignet hätte.

Die Beschreibung Merzbachers beweist sich natürlich nicht auf der Höhe neuzeitlicher Darstellungsweise. Dennoch wird der Kenner über das Meiste nicht im unklaren sein.

Im Gegensatz zum Großteil der Kirchbesucher der nächstfolgenden Jahre, die das schlechte Jägersteiglein des Neustätter (Neustädler-)grabens zum Teufelswurzgarten benützten, ging Merzbacher vom Stripsenjoch aus, das damals nur einen Steinmann trug. Unter den „Kaminen“ am Ende der Mauern (schon in der Westwand) ist jedenfalls die Anstiegsschlucht zu verstehen, und unter der „scharfen Felsnadel“ die „Schneide der nordwestlichen Begrenzungsrippe“ oder der „Zaden, von dem man absteigen muß“. (Vgl. Leuchsführer, 4. Aufl., Seite 249.) Der grüne, vom Kaisertal aus sichtbare Fleck dürfte die erste Terrasse sein, der zweite grüne Fleck die zweite Terrasse. Die „stets mit Schnee bedeckte Stelle“ ist unklar; es gibt viele Sommer, die das Kirchl gänzlich vom Schnee säubern. Die „interessante Felshöhle“ soll wohl die spätere Erich-König-Höhle sein. Merzbacher gelangte zuerst auf den Vorgipfel, der heute meist westlich umgangen wird.

Für Gipfelfammler ließe sich heutzutage, was manche nicht zu wissen scheinen, aus der Totenkirchlbesteigung unschwer eine Zweigipfelfahrt herausbringen, was unbegreiflicherweise bisher unterblieb. Ich werde in unserer Bergsteigergruppe den Hauptgewährsmann für Gipfelfammlung an dieser Frage „interessieren“. — Den Südost-Grat des Totenkirchls hielt Merzbacher für nicht begehbar. Dies und seine an anderer Stelle ausgesprochene Ansicht, er habe den Berg auf dem wohl einzig möglichen Wege erklimmt, wurde allerdings bald widerlegt, sogar noch im gleichen Jahre. Und da diese zweite Ersteigung eine geradezu klassische Schilderung darstellt, so sei sie, aus der Feder Zotts im „Zurist“ 1886 erschienen, unverfälscht hier wiedergegeben; gehört sie doch auch in Kirchl's „Entdeckungsjahr“.

Totenkirchl, zirka 2100 Meter.

(Zweite Ersteigung)

Kommt in alpinen Kreisen ein Anstieg zur Sprache, der besondere Schwierigkeiten und Gefahren, aber relativ wenig lohnende Aussicht verheißt, so sind die Menschen der Meinung, daß es vernünftiger wäre, sich damit nicht abzugeben; andere, die vielleicht den Reiz dieses mühevollen Ringens mit den stolzen, verschlossenen Berggipfeln schon gekostet, denken anders, und wohl beide behalten recht, weshalb ich darüber kein Wort verlieren will, denn gesprochen und geschrieben wurde über dieses Thema gerade genug, zumal auch hier das Wort Goethes gelten dürfte: „Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen schon entschiedenen Gang und seine Neigung zu wenden.“ Nur der Umstand, daß gar manche, die einigermaßen abenteuerliche Bergfahrten sowohl für sich meiden, als bei anderen verurteilen, solche gleichwohl mit Vergnügen schildern hören, berechtigt und ermutigt zu gelegentlicher Erzählung auch eines etwas wilden Aufstieges.

Das Totenkirchl liegt so ziemlich in der Mitte des an bizarr geformten, schwer zugänglichen Spizen reichen Wilden Kaisers, einer meiner Lieblingsgruppen in den nördlichen Kalkalpen. Der Wilde Kaiser, ein tiefgeschartetes Kettengebirge, sendet gegen Norden verschiedene kurze Aeste aus, zwischen denen öde Kare eingebettet liegen. Ein solches Kar ist auch der „Hohe Winkel“, der zwischen Salt- und Karlspitzen zum Kopfstörl hinaufzieht. In genau nördlicher Fortsetzung des Seitenastes der Karlspitzen, von der nördlichen durch eine tiefe, vermutlich ungangbare Scharte getrennt, steht am Nordost-Ende des Hohen Winkels dräuend und übergewaltig das Totenkirchl, das selbst wiederum mit ein paar glattwandigen Riesenkufen unvermittelt zum begrünten Stripsenjoch abstürzt.

Bis zum Jahre 1881 war dieser Berg in den alpinen Reisehandbüchern durch das Prädikat „unerstiegen“ ausgezeichnet und in Trautweins Monographie des Kaisergebirges, 3. d. D. u. De. A.-B. 1879, heißt es von ihm: „Gewaltig imponiert der scharfe Felszahn des Totenkirchls; es wird von den verwegenen Gamsjägern für unersteiglich erklärt; glatte Wände, so heißt es, verwehren von allen Seiten in der oberen Region den Zugang; wie zum Hohne aber trägt sein mit Gras bewachsener Scheitel einen gewaltigen, natürlichen Steinmann. Es ist die Spitze, welche bei der Eisenbahnfahrt nach Ruffstein nahe der Klause plötzlich im Hintergrunde des Kaisertales sichtbar wird.“

Auch ich hatte bei öfteren Touren im Kaisergebirge den massigen Turm des Totenkirchls von verschiedenen Seiten erblickt, und als ich vollends auf der Karl-Spitze in nächster Nähe dieser geheimnisvollen, allseits in furcht-

baren Steilwänden abstürzenden Bergfeste stand, zog es mich gewaltig zu ihrem jungfräulichen Scheitel, den ich zu erobern gedachte. Dazwischen kamen einige Karwendelturen, und heimgekehrt die Kunde von der Erstlingsbesteigung Herrn Merzbachers, der nach mehrfachen Rekonoszierungen am 16. Juni 1881 mit Führer Steinackerer des Totenkirchls Höhe erklimmt. Die Erlebnisse und Gefahren der beiden Schwirren nun auf den Kellerabenden der Sektion München des D. u. De. A.-B. in flüchtiger Rede, ins Riesengroße gesteigert, hin und wider, und die Popularität, welcher sich der vordem wenig genannte Gipfel nun plötzlich erfreute, war für uns der zündende Funke, welcher den still gehegten Voratz zur hellen Lohe entflamnte, so daß es keinen Aufschub mehr gab. Meine beiden Freunde, Josef und Heinrich Zameher, und ich gelobten uns heimlich, wir werden es versuchen, Herrn Merzbachers Karte dort oben zu holen, während Steinackerer unten seinen Geschäften unbeirrt nachgeht.

Am 12. Juli verließen wir München noch ehe die Nacht ihre Schleier gelichtet hatte, und wanderten nachmittags bereits den reizenden Weg von Ruffstein ins Kaisertal hinein. Es war ein klarer, lichter Tag, wie geschaffen für diese an Naturschönheiten reiche Wanderung, und doch beachteten wir sie damals wenig, denn gerade vor uns erhob sich im Hintergrunde des Tales, stets näher tretend, das wuchtige Felsgefüge, an dem verlangend und forschend unsere Blicke haften.

Auf der Bärenbad-Alpe — heute alpines Unterkunfts- haus, damals noch einfache Alpbütte — versicherte uns Simon Bächler, daß Herr Merzbacher unmöglich auf dem Totenkirchl gewesen sein konnte, wegen der Spalte, die in den oberen Regionen das Felsmassiv trenne und nicht überbrückt werden könne — eine Aeußerung, die sich einen Monat nach stattgehabter Ersteigung aus dem Munde eines nach Trautwein gut bewanderten Lokalführers recht eigentümlich ausnahm. Auf der höher gelegenen, schon längst aufgelassenen, halberfallenen Stripsenalpe angekommen, umging uns die reinste Luft und säckelte uns Kühlung zu; eine frische stärkende Brise brachten uns des Lufttraumes lispelnde Wellen, während rings die phantastischen Gebilde des Wilden Kaisers in unvergleichlicher Abendbeleuchtung prangten. Unmittelbar vor uns stand jetzt der unsagbar imponierende, wandstarre Bau; jeder Kamin, jede Spalte zeigte sich an durch dunklen Schatten, und so lange diese instruktive Beleuchtung währte, suchten wir, mit Fernrohr und Feldstecher bewaffnet, unermüdet an den Wänden herum nach einer einigermaßen praktikablen Anstiegsroute. Umsonst jedoch, denn wie gepanzert mit flammendem Harnisch schien sie, die im Abend-Sonnenschein strahlende Felsburg, unfassbar, unzugänglich nach allen Seiten; und wußten wir auch, daß das mehr Schein als Wirklichkeit sein mußte, so machten uns doch unsere Beobachtungen nicht klüger. Oben zeigten sich wohl dem verwegenen Kletterer gangbare Partien, aber über das erste Drittel mit seinem perpendikulären Mauergürtel konnte nur der Versuch hinweghelfen.

H. Zameher, der vielgewandte Beherrscher des Stiffes, führte unterdeß vom Dache der Stripsenalpe eine Aufnahme der merkwürdigen Berggestalt aus, die er eben mit rascher Hand in ihren letzten Konturen hinwarf, als tödlich polternd, dann mit lautem Krach sein morscher Sitzplatz aus den Fugen ging, und er gerade noch durch kühnen Sprung ins hohe Alpengras sich flüchten konnte.

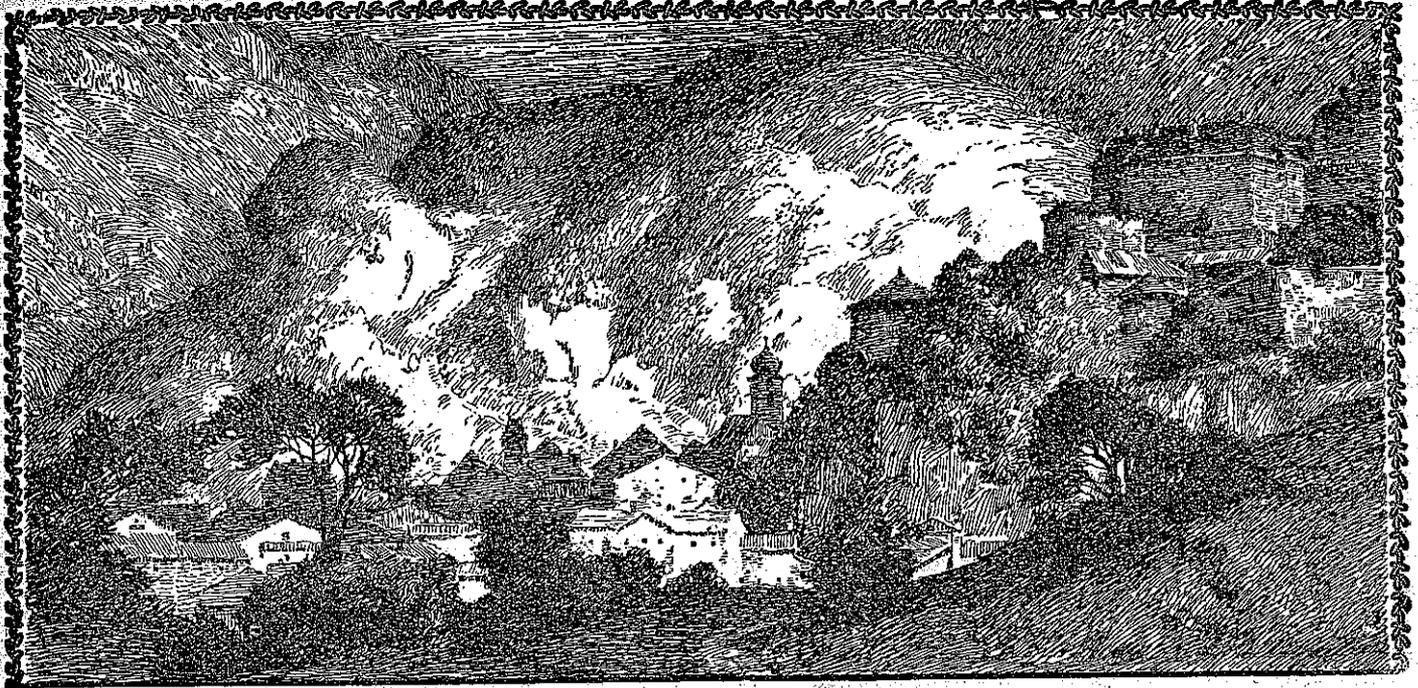
Zur Nachtruhe blieb uns der nach Begräumung der Trümmer schmukerfüllte Boden, den wir erst aus Reinlichkeitsrücksichten mit den beiden vorhandenen Türen be-

legten; hierauf wurden zwei Wettermäntel gebreitet, auf denen wir drei uns friedlich aneinanderschmiegen, während der dritte Wettermantel zur Bürde eines gemeinsamen Blumeaus erhoben wurde. Von solchem Lager würde sich wohl der verweichlichste Siebenschläfer gerne erheben, und fröhlich stiegen wir in der Morgendämmerung des 13. Juli die Rasenhänge und Steinhalden hinan, die den Fuß des mauergepanzerten Unholdes umgeben. Wir entschieden uns zuletzt, den Anstieg in einer weithin sichtbaren, mächtigen, laminartigen Kluft auf der Nordwestseite zu beginnen, welche die unterste Wandstufe senkrecht durchseht; denn mehr Aussicht als die glatte Wand bot sie immerhin, wenn wir sie auch unter anderen Verhältnissen als absolut ungangbar verworfen hätten. Gleich ihr Beginn in einem düsteren Winkel, zu dem sich steiles, mit einzelnen Rasenpäckchen durchsetztes Geshröse hinausspitzt, rechtfertigte die Scheu, die wir vor ihr gehegt. Sie präsentierte sich zunächst in Gestalt zweier übereinander befindlicher Löcher, deren oberes, etwa 15' über unserem Standpunkte beginnend, aus dem unteren heraus absolut nicht erklettert werden konnte und deshalb von der Seite her genommen werden mußte. Die glatte, jeder Unebenheit bare Steilwand zur Linken konnte nicht in Betracht kommen; blieb also nur die rechte Seite übrig, und da erhob sich gleichfalls senkrecht Gefelle; doch stand etwa 2 m über Grifffhöhe ein kleiner rundlicher Höcker vor, und auf den suchte ich zunächst zu gelangen. Der an die Wand gestellte Eispickel gab die erste Stufe; dann hob der eine Zameker ihn und mit ihm mich langsam empor, während der zweite, indem er, gleichfalls mit dem Pickel, meinen Leib an die Felsen drückte, ein Rückwärtsfallen hinderte — und so gewann ich die erste Zimmerhöhe; das war ein vielversprechender Anfang. Dann sah ich auf dem kleinen Vorsprung oben und schob mich vorsichtig an der haltlosen Wand hin, über ein paar ähnliche, nur noch kleinere Felshöcker in das vorerwähnte obere Loch hinein, dessen Boden steil anstieg und das hier den Kamin repräsentierte. Diese kleine Felshöhle setzte sich rechts schief aufwärts als dunkler Spalt fort, der erst nach der einen Seite geöffnet, alsbald aber allseits von schwärzlichem Gestein umschlossen war — eine unheimliche, enge, finstere Höhle, über deren Passierbarkeit nur der Versuch entscheiden konnte. Ohne Unterstützung vermochte ich übrigens in dem seit Jahrtausenden durch Eis und Wasser glattgeschuerten, verzweifelt steilen Felspalt nicht 1 m an Höhe zu gewinnen und rief deshalb zunächst den einen der Freunde zur Hilfe herbei; zu dritt hätten wir auch hier kaum Raum gehabt. Am heraufgeworfenen und von mir befestigten Seile stieg nun Josef zu mir herauf und besah sich die Situation. Nun versuchte erst ich es, dann er, aber keiner kam über Mannshöhe. Sollten wir hier schon, gleichsam an den äußersten Vorwerken der Festung, uns geschlagen zurückziehen? Denn wir hatten ja nach reiflicher Ueberlegung die wenigstens scheinbar beste Anstiegsroute auf der einzig in Betracht kommenden Nordwestseite des Berges gewählt. Das Seil über der Schulter, machte ich einen letzten Versuch. So weit als möglich schob mich der Freund, während er sich selbst feststemmte, nach oben, ohne im Feuereifer zu beachten, daß er mit der Hand in einen Faden meines Stelzeisens griff und sich dabei nicht unerheblich verletzete. Dann mußte ich mir mit Stemmen nach Kaminfegeart selbst weiterhelfen, und ein Stück weit ging das in der jetzt schon enger gewordenen Kluft ganz gut. Doch jetzt kamen zwei mißliche Umstände zusammen: Ich wurde müde und das verwünschte Loch so enge, daß es, während Rücken und Arme sich an die Felsen preßten, nicht mehr möglich war, die Knie emporzuziehen. Jetzt konnte nur das Seil noch weiteres

Vordringen ermöglichen. Mich krampfhaft feststemmend, faßte ich den am einen Seilende befestigten kleinen, eisernen Wurfanker mit der Rechten und warf ihn aufs Geratewohl aufwärts; das drittemal hätte er zurückpolternd beinahe meine Brille zertrümmert, das viertemal endlich verfang er sich in einer Ritze, 2—3 m höher, und mit letzter äußerster Krastanstrengung zog ich mich nun hinauf. Endlich hob sich der Kopf aus der peinlich engen, unter etwa 80° geneigten Steinröhre und einen Augenblick später lag ich, momentan ganz erschöpft, am Boden einer geräumigen Felsnische. Hier war endlich Platz für unsere ganze Gesellschaft, und alsbald rief ich den Freunden, zu folgen. Dampf, kaum vernehmbar schallte aus schwarzer, scheinbar unergründlicher Tiefe die Antwort. Um für alle Fälle auch auf ein eventuelles Nachtlager in den Felsen gerüstet zu sein, hatten wir beschlossen, nur die Pickel unten zu lassen, unsere Rucksäcke aber samt Wettermänteln mit auf den Berg zu nehmen. Diese wurden nun zuerst mit beträchtlichem Zeitverlust heraufgeschafft, dann folgten selbständig die Freunde mit Hilfe des jetzt befestigten Seiles, dessen Länge zwischen 50 und 60 Fuß gerade der des Kamines gleichkam. Zwar war gerade aufwärts in unserem Kamin, wie wir sofort sahen, nichts mehr zu machen, denn er wurde von glatten, perpendikulären Mauern gebildet, die sich in einer Höhe von etwa 40 Fuß wie in einem gotischen Gewölbe über uns zusammenschlossen. Doch der Zufall begünstigt den Bergfahrer oft wunderbar: gerade aus unserer Riesennische heraus führte an senkrechter Wand hin ein etwa fußbreites, horizontales Band, um bald hinter einem Vorsprung zu verschwinden; — und auf ihm beruhte unsere ganze Hoffnung. Endete es ohne gangbare Fortsetzung, so mußten wir unter Zurücklassung unseres langen Seiles und kolossalem Zeitverluste den eben forcierten Kamin wieder zurück. Doch schon tastete sich der ältere Zameker, ans Seil gebunden, vorsichtig das Band entlang, biegt um die Ecke und gleich darauf tönt sein freudiger Ausruf: „Der Kamin ist ja ganz rosig!“ Wir folgten und fanden ihn schon in einem hohen, kaum meterbreiten, senkrecht auf das Band mündenden Kamin, der zwar gleichfalls ganz pikant zu durchklettern war, aber im Verhältnis zum ersten wegen seines festen Gesteines und der prächtigen Griffe den Vorauskletternden zu jenem enthusiastischen Ausrufe veranlaßt hatte. Wir nennen ihn seitdem den „rosigen“ Kamin. Bis jetzt war unser Weg ein neuer; doch als wir oben auf eine der kleinen Rasenterrassen heraustraten, die zwischen den senkrechten Mauergürteln des Totenkirchls eingebettet liegen, fanden wir an ihrem jenseitigen Ende ein kleines Steinmännchen — Merzbacher war also anderswo, und zwar weiter rechts heraufgekommen. Wir mußten nun, wie wir aus des letzteren Herrn Erzählung und durch eigenen Anblick belehrt, in südwestlicher Richtung vordringen. Da stand eine ganze Reihe Felszähne nebeneinander, immer durch schmale Spalten getrennt, die zwischen ihnen hinaufzogen, aber durch Schutt und Trümmer bis wenige Meter unter die höchsten Zaden ausgefüllt waren. Nachdem wir einige solche Schärtchen versuchsweise erklettert, aber jenseits stets nur in unnahbare, grauenhafte Abgründe geschaut, fand sich endlich eines — das vierte oder fünfte vom Absturz gegen den Hohen Winkel —, das drüben ein schmales Band und somit Wegfortsetzung zeigte.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer der Mitteilungen.)

Die Auflösung des Zahlenrätsels in Nummer 5 erfolgt aus technischen Gründen in der nächsten Nummer.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D. u. Oe. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, Juli 1931

Nummer 7

Totenkirchl 1881 - 1931.

Franz Nieberl.

Wie war's vor Zeiten, ehedem,
Am Totenkirchl doch so schön.

Gewiß, es war ehedem schön. Man konnte vor 25 Jahren auch an Sonntagen noch einsam am Kirchl sitzen — heute ist das bei annehmbarem Wetter nicht leicht zu machen. Wenn man anstehen muß am Führerlamin, bis man „daran kommt“, hinauf und noch mehr abwärts, dann wird man oftmals gotteslästerlich, wenn auch nach außen nicht vernehmbar, fluchen. Aber abgesehen davon, daß diese Unmutsäußerung doch herzlich wenig nützt, muß man sich selbst bei der Nase nehmen und sich sagen: „Ja, warum gehst du nicht abgelegene Pfade?“ Wer z. B. den Merzbacherweg wählt, der ist bestimmt auf einsamer Fährte. Freilich — auch da gibt's Ausnahmen. Von einer solchen will ich berichten.

Am Morgen des 14. Juni 1931 wird sich der Teufel verwundert den Kopf gekratzt haben. Saß da in seinem Wurzgarten eine stattliche Anzahl von Bergsteigern beiderlei Geschlechtes bei der Vorbereitung zu froher Kirchlfahrt. Wo wollte denn die ganze Gesellschaft auf einmal hin? Nun, beim Zuhorchen ward's ihm klar. Die wollten eine Feier veranstalten auf dem Gipfel des Totenkirchls; die Namen Merzbacher und Steinaderer schwirrten von Mund zu Mund. Und da Herr Urian durchaus nicht auf den Kopf gefallen ist, auch gutes Gedächtnis und ebensolche Berechnungsgabe besitzt, kam er mit Leichtigkeit darauf. Aha! Die zwei, von denen sie da reden, die sind vor genau fünfzig Jahren auch einmal da gefessen. So schön wie heute war's ja nicht. Nebel rauchten um den Fels, ein kühles Lüftchen machte sie oft erschauern, aber sie ließen trotzdem ihre Augen spähend wandern über die nächste Umgebung; kein Zweifel; die wollten nicht etwa in seinem Wurzgärtlein nach seltenen Gewächsen suchen, was er anfangs befürchtet hatte, die wollten höher hinauf. Sie waren nicht ganz derselben Meinung, die zwei. Insbesondere der Steinaderer wurde hie und da grob und

deutlich in seiner Meinungsäußerung, aber schließlich einigten sie sich und packten den Fels an. Der neugierige Teufel folgte ihnen unsichtbar, grinste vor Schadenfreude, als sie mit den widerborstigen Latschen rausten hinauf zur ersten Terrasse, rieb sich noch immer schadenfreudig die schwefelduftenden Krallenhände, als sie bei dem großen Kamin in der Südecke zuerst recht lange berieten, und ärgerte sich nicht schlecht, als sie doch weitergingen, aus dem Kamin heraus, wo sie scheinbar auf eine ungemütliche Stelle stiegen, wenigstens hörte er den Voraussteigenden recht deutlich schimpfen und den zweiten etwas vor sich hinhurmeln: „Da kommt man doch nicht hinauf.“ Aber sie kamen hinauf, stiegen und stiegen über Bänder und durch Einrisse und gelangten tatsächlich zum Vorgipfel und nach einer nochmaligen, ziemlich lauten Beratung auf die höchste Erhebung des Berges. Dem Teufel wackelte der Kopf vor lauter Schütteln wie ein Lämmerschwanz; das hätte er nie und nimmer für möglich gehalten, und nachdem er in maßlosem Erstaunen ausgerufen hatte: „Seht haben die zwei wirklich den Merzbacherweg entdeckt“, fuhr er in einer übelduftenden Wolke zu Tal in sein Wurzgärtlein, wo die zwei nach einigen Stunden auch eintrafen, etwas erschöpft zwar, aber voller Freude über ihr gelungenes Wagen.

An alles das mußte er denken, der ehrenwerte Urian, und so ward es ihm ein Leichtes, heute das Richtige zu treffen: diese bergfrohen Menschen wollten den 50. Jahrtag der ersten Totenkirchlersteigung nach ihrer Art feiern. Nun, das war ihm gleichgültig; nachdem er zu dem geschilderten Ergebnis gekommen war, wandte er sich gelangweilt ab, tat noch einen tiefen Zug aus der Wurzgartenquelle, da er einen tüchtigen Brand vom reichlich genossenen Schwefeltrank der letzten Nacht verspürte, und verschwand, die frohen Menschen sich selbst überlassend. Und die taten nach alter Bergsteigerweise.

Man verzapfte gute und noch mehr schlechte Wibe, ab und trank zum zweiten (manche sogar zum dritten) Frühstück; man wechselte die Beschuhung, man verstaute Unnötiges unter Blöcken und Latschen, man ging ans Seil usw.

Und dann wand sich ein stattliches Sälnglein den Pfad entlang, den vor 50 Jahren das erstmal Menschenfuß beschritten hatte. Ganz gewiß! Soviel Besucher sieht dieser abgelegene Weg vielleicht in einem ganzen Jahre nicht, wie an diesem 14. Juni. Man sah es übrigens jedem an: Heute gingen sie einen echten Feiertagsgang. Kein Drängen und Hasten, nur zufriedene Gesichter und frohe Worte, teils der eigenen Freude entsprungen, teils im Gedenken an die Erstersteiger in ehrlicher Bewunderung gesprochen. Es ist ja auch lehrreich und zu tiefem Nachdenken anregend, sich in Lage und Gefühle derer hineinzuversetzen, die ohne Nagelschuhspur, ohne abgeschliffene Griffe, in steter Ungewißheit: Wie geht's droben weiter? den selbstgesuchten Weg wandeln mußten.

Ohne jede unliebbare Störung — Steinfall war kaum zu bemerken — gelangten die vom Teufelswurzgarten hinauf zum Gipfel, wo sich natürlich auch viele, die auf anderen Wegen gekommen waren, versammelten, so daß schließlich eine wahrhaft stattliche Schar auf den Gipfelpfatten saß, schmausend, rauchend, plaudernd. Den Großteil der Anwesenden bildeten Ruffsteiner Bergsteiger.

Nach einiger Zeit, es mag Mittagstunde gewesen sein, stieg einer aus der Versammlung, den sie den Kaiserpapst oder auch nach einem Wort neuerer Zeit den Altbürgermeister vom Totenkirchl heißen, hinauf zum Gipfelblock und hielt eine kleine Ansprache, nicht geschliffen in kunstvoller Form, sondern einfach und schlicht, wie es dem Bergsteiger auf ragendem Gipfel ziemt, der ja nicht zur Heimstätte oder Gemeinplätze herabsinken soll. Er gab einen kurzen Anriß der ersten Ersteigung vor 50 Jahren, knüpfte daran einige mahnende, ernste Bergsteigergedanken und hing zum Schlusse ein Kränzlein von Eichenlaub ans Gipfelkreuz, den Ersteigern zu ehrendem Gedächtnis, den Anwesenden zum Ansporn, Mut und Kräfte, die versinnbildlicht in der deutschen Eiche schlummern, in unseren Bergen zu wecken und zu stählen. Mit kräftigem Berg-Heil schloß er die Rede. Der Obmann der Ruffsteiner Bergsteigergruppe ließ die erste und letzte Strophe des Ruffsteiner Bergsteigerliedes singen — dieses zum Andenken an einen jüngst in den Bergen gefallenem, ausgezeichneten Bergsteiger —, die Feier, kurz, aber herzlich und ergreifend, war zu Ende. Dann stiegen sie wieder zu Tal, still und freudig, wie sie gekommen, und kein Miston störte die Feststimmung, die noch über allen lag. Daß diese Feststimmung noch würdigen Ausklang fand drunten im alten Hinterbärenbad bei kühlem Trunke, das ist selbstverständlich. Und daß alle Teilnehmer an Kirchl's Jubeltage noch recht lange mit ungeteilt freudvollen Gefühlen denken, dafür bürgt der Geist der Ruffsteiner Bergsteiger und ihrer zufällig oder bewußt dazu erschienenen Gäste.

Totenkirchl, zirka 2100 Meter.

(Zweite Ersteigung, Dr. A. Joff)

(Fortsetzung.)

Gerade die zwei hier in Betracht kommenden Felsnadeln haben ihre perpendikulären, glattgeschliffenen Wände schon unten bis auf Meterbreite aneinandergerückt — eine Entfernung, die sich, wenn man über die Stufen der Riesentreppe, welche dazwischen aufgehäufte Trümmer bilden, empor klimmt, noch weiter verengt, so daß zuletzt nur mehr seitliche Drehung die nicht mehr schulterbreite Klamme zu durchklettern gestattete, während die Rucksäcke am Seil nur mit einiger Mühe durchgezerrt werden konnten.

Jetzt war das Vergste vorbei; wir sahen von nun an auch fortwährend die Ritzen der Steigeisen unserer Vorgänger und es gab bloß noch harmlose, wenn auch ganz reizende Kletterpartien — zu unserer großen Ueberraschung

allerdings; denn Merzbacher schildert („Mitt. des D. u. De. A.-V. 1881“, S. 233) selbst von hier an die Tur noch folgendermaßen: „Die Klüfte und Felsstürme teils übersteigend, teils denselben auf schmalen Gesimsen immer in südwestlicher Richtung ausweichend, erreichten wir nach einer der schwierigsten, anstrengendsten und gefährlichsten Klettereien, die überhaupt bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit geht, die eine niedere Spitze.“ Es geht hieraus hervor, wie viel im Frühsommer ein einziger Monat an Schwierigkeiten hinwegräumen kann; denn ohne Zweifel erschwerten unseren Vorgängern Schnee und Vereisung die Tur ganz erheblich. Pitant schien uns nur noch der Weg vom niederen zum höheren Gipfel. Eine schmale Scharte, von der eine gewaltige Kluft den ganzen Körper des Totenkirchl's hinabschneidet, vermittelt den Uebergang. So wie wir sie betreten, fällt der Blick hinab in die furchtbaren, schwärzlich-grauen, gelbgestriemten Steilwände, mit denen die Ostseite des Totenkirchl's in einer Höhe von etwa 2000 Fuß dem unnahbaren, schauerlichen Winkel des Schneeloches entsteigt — ein großartiges Bild von dämonischer Wildheit. Gerade von der Scharte weg zieht sich ein horizontales Band durch die senkrechte Wand, 1—2 Fuß breit, und in einer Höhe von etwa einem halben Meter von der wieder heraustretenden Wand überwölbt, so daß es sich ansah wie eine in den glatten Felsen eingelassene, seitlich dem Abgrunde zu geöffnete Rinne. Sie bildete die Fortsetzung unseres Weges, den wir jetzt in unmittelbarer Gipfelnähe mit Zurücklassung des Gepäcks schlangengleich auf dem Bauche kriechend zurückzulegen versuchten. Da sperrte plötzlich ein aufstarrender Felshöcker das Band so vollständig, daß weder hinter noch über ihm durchzukommen war, und gebot den kriechenden Eindringlingen Halt. Aus Umkehren bezw. Zurückkriechen dachte jetzt natürlich niemand mehr. Also umklammerte Jamerker als erster den wegsperrenden Klotz, ließ sich dann vorsichtig über den Rand des Bandes hinab und baumelte nun eine Weile über dem Abgrund, bis es ihm gelang, sich jenseits wieder aufzuschwingen, wo er erst seinen Weg nach Art der Krebse ein paar Meter rückwärtskriechend fortsetzen mußte, bis unser interessanter Pfad auf einen kleinen Schuttled mündete. Es waren das trotz des angewandten Seiles äußerst interessante, prickelnde Momente, sowohl selbst über dem bergtiefen Abgrund hängend drüben wieder hinaufzuzappeln, als die Gefährten das gleiche Manöver ausführen zu sehen. Drüben fiel auch das Seil und im Sturm lauf die letzten Hindernisse nehmend, stand ich als erster nachmittags ein Uhr auf der Spitze, nach siebenstündiger anstrengender Kletterarbeit. Auch hier erwartete uns eine Ueberraschung. Laut Merzbachers Notiz in den „Mitt. Jahrgang 1881“, Seite 233, fürchteten wir nämlich, daß der zu oberst thronende Steinmann den ganzen Gipfelpunkt, auf dem sich zwei Menschen kaum halten konnten, einnehme, und wir, falls wir ganz hinauf wollten, dem etwa gar auf Kopf oder Schulter sitzen müßten, — doch das ging besser ab; wir fanden den aus einer einzigen, horizontal liegenden Platte bestehenden Gipfel etwa 3 Meter lang und 1—1½ Meter breit, so daß wir drei unbeschadet der Fragmente eines hier befindlichen Steinmannes bequem ausgestreckt liegen konnten und auch noch ein paar Freunden hätten neben uns Platz bieten können. Wir errichteten nun einen von den Gipfeln der Umgebung noch heute wohl sichtbaren soliden Steinmann, eine mühsame und zeitraubende Arbeit, da dessen Material auf den aus einem einzigen Riesensblock bestehenden Gipfel hinaufgehoben werden mußte. Leider fiel während dieser Arbeit S. 3. ein Gläschen, zur Zeit noch mit Tee gefüllt und später zur Aufnahme der Ersteigungsdokumente bestimmt, aus der Tasche und zershellte auf der Gipfelpfatten — und flugs lagen wir am Boden und schlürften das erquickende Naß von dem

glattgeschleuerten, reinlichen Stein. Voll freudigen Hochgefühls lagerten wir uns dann um den errichteten Steinmann auf der schwererrungenen Zinne und freuten uns speziell des reizenden Blickes über den Einschnitt des Kopfkörbels hin, wo in prächtigem Rahmen zwischen Karispiken und Ellmauerhaltspitze ein Stück der Tauernkette hereinschimmerte. Dann wurde noch der unvermeidliche Gipfelstein eingesteckt und unser Ersteigungsdokument nebst Abschrift der Karte des Herrn Merzbacher, die wir in diesem Falle als testimonium praesentiae mitzunehmen für nötig hielten, in Pergamentpapier gewickelt, dem Steinmann anvertraut.

Den Abstieg begannen wir um 2 Uhr und führten ihn genau auf der an zweifelhaften Punkten durch Steinmännchen gekennzeichneten Aufstiegsroute aus. Ueber die oberen Partien kamen wir verhältnismäßig leicht wie herauf, so auch hinab. Ein — wenn auch anfangs für mich nicht — tomischer Zwischenfall ereignete sich unten am rosigen Kamin. Schon stand der eine J. unten auf dem Bunde draußen; ich kletterte als zweiter und mußte auch fast unten sein; da fand ich, während ich das Gesicht gegen die Wand gefehrt, mit beiden Händen an Felsvorsprüngen geklammert, mich vorsichtig hinabließ, keinen Haltpunkt mehr für die Füße. Ich klebte hart an der Wand, so daß ich nicht hinabschauen konnte, doch tönte Js. Stimme so nahe, daß ich ihm zurief, er solle mir doch eine Stufe halten, und recht ärgerlich wurde, daß dieser es lachend unterließ, bis ich endlich — kaum imstande, mich zu halten — bemerkte, daß meine Füße nicht einen Zoll mehr von der ebenen Sohle des Kamins abstanden, weshalb mein Freund geglaubt hatte, ich hielt ihn nur zum besten.

Nun kam der schredliche unterste Kamin an die Reihe. Für ihn war mein 60 Fuß langes Seil bestimmt, das hier dem Totenkirchl geopfert werden sollte. Für die beim Anstieg bewiesene Energie belohnten mich hier die Freunde, indem sie mich als ersten einfach durch den finsternen Schacht hinabsenkten, wobei ich nur darauf zu achten hatte, rechtzeitig in dem sich nach rückwärts öffnenden Loche Posto zu fassen. Ein Rucksack nach dem anderen kam nun herabgeglitten und wurde von mir vorläufig rückwärts deponiert, worauf der jüngere J. folgte, der nun einen Moment Atem schöpfte und dann vollends hinabsteigen wollte. Heinrich hatte das Seil nicht umgebunden, sondern nur um den rechten Arm geschlungen, und wie er aus dem Loche hinaus auf den ersten der rundlichen Felsböden trat, ward mir das gruselige Schauspiel, daß er ausrutschte und, mit einem Arm nur an dem doch bereits 40 Fuß abgewidelten Seile hängend, an der Wand draußen hin- und herpendelte. Das Seil verlängerte sich zwar ein wenig bei dem plötzlichen, gewaltigen Rucke, aber es hielt, und nach einer für mich doch ein wenig hangen Viertelminute hatte er wieder Posto gefaßt und war dann sofort unten. Nun kam erst das Gepäck hinab, dann folgte Josef von oben, und zuletzt verließ auch ich meinen Trogloditen-Standort.

Das Seil hatte natürlich oben so festgemacht werden müssen, daß an ein Loschnellen von unten her nicht zu denken war — und doch ist es heute als alpine Reliquie wieder in meinem Besitze. Herr Babenstuber nämlich, der mit Führer Widauer einige Monate später links (nördlich) von unserem Kamin den untersten Mauergürtel überwand, hatte die Güte, dasselbe heraufzuziehen und mir wieder zukommen zu lassen.

Es dürfte sich demgemäß für Nachfolger empfehlen, 100 bis 150 Schritte links von der erwähnten großen Kluft anzusteigen, oberhalb derselben auf die erste Grasterrasse herüber zu travestieren und von hier aus erst unseren, bezw. Herrn Merzbachers Weg zu verfolgen.

Nachdem die hier zurückgelassenen Eispickel aufgenommen,

trabten wir alsbald lustig hinab durch des Teufels Wurgartel, von dem die Sage geht, daß einst ein Beschwörer den Schwarzen gezwungen habe, hier eine Reihe seltsamer Kräutlein wachsen zu lassen.

Leider hatten wir weder Zeit noch botanische Kenntnisse genug, die Wahrheit der Sage zu prüfen.

Mit einbrechender Dunkelheit standen wir wieder an der Stripfenalm und legten uns zum zweitenmal auf das harte bretterne Lager.

Heiß war der nächste Tag und trotz unseres Dahinschlenderns waren uns während der Wanderung durchs Kaisertal hinaus häufige Rasten an beschatteten Quellen gar sehr willkommen. Oft und oft schauten wir bei solcher Gelegenheit zurück, zum Totenkirchl hinauf, und fragten uns vergeblich, wo an diesen glatten Wänden wir denn durchgekommen seien. Nachdem wir zuletzt noch seufzend die tropische Hitze der endlos ausgedehnten Sahara, vulgo Inntal, wo nicht eine Erquidung spendende Oase in Gestalt eines beschattenden Baumes sich befand, überstanden hatten, brachten wir Bacchus in Ruffstein eine reichliche Freuden-Libation und stiegen, als der dritte Abend seine langen Schatten sandte, in den heimwärts eilenden Bahnzug. Herzlich freuten wir uns des kurzen und doch so genußreichen Abstechers, und heute, und ich denke noch in späten Jahren, wenn ein freundlich Geschick uns dreie zusammenführt, erinnern wir uns mit Hochgenuß an den Besuch dieses stillen, erhabenen Totenkirchls, das — ein fast unzugängliches Steingefüge — im weiten Himmelsdom so kühn sich erhebet.

Vom Herbst in der Heimat.

Sepp Zangenfeind, gefallen 1916.

Wenn die lilafarbenen Schlingelähe der Zeitlosen den Wiesen letzten Schmutz verleihen, Astern und Georginen ihre farbenreichste Pracht entfalten, die Sonnenblumen müde ihre Köpfe hängen lassen und der Blätter braune Lappen mitleidig die dünnen Stengel bedecken, wenn das Umvieh mit Bimbam und Klingklang von den sonnigen Matten in das Tal zieht, kommt inmitten trüg schleicher Nebelschwaden Meister Herbst ins Land gerückt!

Da puzt er, stöbert und jagt die Wolken über alle Berge. Er fegt dann den Himmel blau, tupft da und dort gelbe, braune, rote Flecken an Wief' und Feld und leert endlich seinen reichhaltigen Farbkasten über Berg und Tal aus. Allmutter Sonne hilft ihm geschäftig nach Weiberart, läßt des Kaisers Riesenmauern greller leuchten und schüttet flüssiges Gold über alles, daß es funkelt und blüht, als lägen der Berge Schätze bloß. Die Bergänge werfen ihren Purpurmantel über; aus dunklem Fichten- und Föhregrund funkeln die Goldkronen der Lärchen und Birken und die Buchen in allen Farbenstufen vom sattesten Braun bis zum grellsten Karminrot. Das Tal gleicht einem buntgestickten Teppich. Rotbraunes Ackerland, goldgelbe Brachfelder, dazwischen hellgrüne Wiesen und blaue Glockenblumenstreifen, von dunklem Wald umrahmt, sind hineingespielt. Gespenstisch leuchten und starren die bleichen Kare und Steilwände des Kaisers in den Blauhimmel.

Wer im Unterlande und besonders in Ruffsteins Umgebung offenen Auges seines Weges wandert, begegnet allüberall stets neuen, bestirrenden Bildern.

Wer hat nicht schon von den Anlagen aus den reizenden Fernblick gegen das obere Inntal bewundert! Gewaltigen, buntbekleideten Kulissen gleich schieben sich Bendling, die Innberge und Rosan auf der einen, Ruffsteinerwald, Eisstein und Gratspitze auf der anderen Seite des Inns in das Tal. Vor allem aber fesseln die wuchtigen Wandstufen und mächtigen Wände, die schneeigen Felsbuckel und

Grate des Sonnwendjoches den Blick. Im Hintergrunde blitzen und flirren die blauen Firne der Stubai-er Ferner.

Am Rindsbrünnl vorbei wandern wir zur Klemm, wo lohende Bergwände Bach und Straße eindämmen. Am plaudernden Mühlbach aufwärts kommen wir in die Schwoich. Die Schwoicher Gegend zähle ich zu den anmutigsten des Unterlandes. Wald und wieder Wald in reizvollster Abwechslung und Schattierung, bald hellgrüne Wiesen oder schmucke Höfe einrahmend, bald an steilen Berglehnen oder sanft anschwellendem Hügelland hinankletternd, breitet sich vor unseren Augen aus. Wie die Küchlein um ihre Henne, so scharen sich die sauberen Schwoicher Häuser um ihre stattliche Kirche, deren spitzer grüner Turm in den Himmel steht. Ueber den dunklen Waldrand herein grüßt die Pyramide des Scheffauer Kaisers. Eine heilige, weltlärmsscheue Ruhe liegt über der Landschaft, dann und wann von Herdenglockenklang oder von den kleinen Hütubben unterbrochen, die ihre Holladiriacheidto glöckenhell ins Blaue hineinjodeln.

Breit und behäbig liegen die altersbraunen oder weißgetünchten Bauernhäuser inmitten fruchtgebeugter Obstbäume. Goldgelb lachen die Marillen aus grünem Laubwerk und weinrotem Nebengeranke. Grellrot leuchten die Büschelstöcke und besonders die Nellen zwischen grünwucherndem Rosmarin von der breiten Laube, während im kleinen Garten vor dem Hause die Totenblumen — gelbe und weiße Astersterne — über den Jaun nicken. Wie ist doch Leben und Tod so eng beisammen!

Auch Häring und Kirchbühl prunken im reichsten Farbenschmud.

Wer jedoch im Herbst durch die blumenreichen, obstbaumumstandenen Längsamtener Dörfer gegen Mariastein wandert und dann seinen Weg über den Angerberg nimmt, der wird entzückt sein von der bunten Farbenpracht von Berg und Wald. Der Blick in das Tnntal ist wunderschön; die Fernsicht reicht von den Niederndorfer Bergen bis hinauf zu den Stubaiern. Ueberwältigend schön zeigt sich hier Scheffauer und Treffauer Kaiser, der wie ein Zauberschloß hoch über die grünen Vorberge ragt.

Die Salve liegt zum Greifen nahe vor uns. Doch weiter hinein fliegt der Blick über die Hochwälder und Almmatten des Brixentales hinweg zu dem steilen Felskegel des großen Rettenstein.

Vom Tale herauf klingen melodischer Glockenklang und helle Hirtenjauchzer.

Und nun folge mir durch lockeres Land auf dem Wege zum Dreibrünnjoch hinan. Immer höher kommen wir. Zu unserer Rechten plätschert der Bach und hüpfert wie ein junger Fant toll über Stod und Stein. Es ist ein eigen Wandern im rotleuchtenden Buchendorn. Da gleißt es und schimmert's durch die Laubdecke, spielen goldene Sonnenlichter am weißen Stamm und auf dem grünen Moos, tänzeln im stäubenden Bach und im braunen Raschellaub.

Wie wir aus dem Waldesdunkel treten, liegt wie ein zur Erde gefallenes Stücklein Himmel der Thiersee vor uns. Die Wiesen d'rüm herum leuchten und prangen im letzten Blumenschmud, die Matten und Hänge um den See lohnen und glühen. Hoch oben am Berghang schickt die Sonne dem Hausberger ihren letzten Scheidegruß, daß die Scheiben goldig blitzen und funkeln.

Und weiter wandern wir zu den märchenreichen, stillverschwiegenen Thierbergseen hinan. Hast du schon vom Längseezauber gehört?

Nun, wenn am Abend, da die Sonne ihre letzten Strahlenbüschel über den Brünstein sendet, heiliger Gottesfrieden über den Wäldern ruht und die alten, grauhärtigen Tannen ihre Abendlieder raunen, da steigt, in Purpurglut getaucht, des Kaisers Majestät in die träge,

tiefdunkle Flut. Und ein Leuchten und Schimmern gleitet über den Seespiegel hinweg und küßt den gründunklen Waldsaum am Ufer. Vom Thierberg dringt verwehelter Abendglockenklang.

Kennst du den Reiz einer Mondnacht am Bfrillsee? Pechschwarz umrahmt der Wald den schlummernden See. Und aus seinen dunklen, erstarrten Blüten, da gleißt und glitzert es, als lägen Silberschätze am Grunde. Drüben auf der Waldwiese am Seeufer, da wallen und wogen weiße Nebelkeken und dich dünkt, als führen zarte Elfen ihren Reigen auf.

Wirst du zur Herbstzeit schon am Hechtsee? Welch ein herrlich Wandern, bald durch dunklen Tann, bald durch laubgrünen Buchenhain, über weichen Wiesenboden oder durch raschelndes Goldlaub. Wie Säulen tragen schlank Tannen, riesige Buchenstämme die Laubdecke gleich einem Domgewölbe. Aus dem Dunkel des Waldes heraus treten wir auf eine sonnlichte Waldwiese am Ufer. Wie ein Edelstein in goldener Fassung blüht und gleißt im Rahmen feuerroter Buchenlohe der Hechtsee. Ueber den Waldrand herein grüßt neugierig der Brünstein. Da und dort flattert ein verspäteter Falter über die blumenarme Wiese. Die Berberitzenstauden leuchten wie der brennende Dornbusch der Bibel — zitternde Silberfäden spinnen im Gezweige. Ein unendlich zarter Hauch liegt über dem See, der zu dieser Zeit tiefe Schwermut widerspiegelt.

Rüste dich zu fröhlicher Bergfahrt ins sagenumwobene Kaisertal, wo in tiefer Schlucht der Kaiserbach urewige Weisen donnert und tobt, wo tiefdunkle Wälder die Hänge hinanklettern und aus dem Schutt weißleuchtender Kare, aus dem Gürtel grünsamtener Laichen die Riesenmauern des Kaiserschloßes, die Dolomiten des Unterlandes, in den blauen Himmel ragen. Und wie ein Schatzgräber, dem das Glück gelacht, schönheitsstrunken kehrt du heim.

Ja, ich könnte dir noch viel erzählen von den Kleinoden der Schatzkammer unserer Heimat, vom grünen, goldumrahmten Smaragd — dem Hintersteinersee —, von den rotleuchtenden, felsüberragten Matten der Steinbergalm, vom anmutigen, sagenumwobenen Walchsee, doch fehlt der Raum dazu.

Eines noch rat' ich dir: Steig zum Pendlingshaus hinan und lug hinaus ins buntgewürfelte Tnntal.

Wie aus Erz gegossen, stemmt sich der Kaiserstod in den Himmel. Wie aus einer Spielzeugschachtel geleert, so niedlich liegt Rufftein zu deinen Füßen. Vom Kranzhorn bis hinauf in das Selltraintal, wo die Ferner glitzern, schweift der Blick. Aus der Wälder dunklem Rahmen leuchten, gleich blauen Augen, die Thierberger Seen.

Da hebt sich die Brust und lauter, freudiger schlägt das Herz, denn das Riesenbilderbuch, das da tief zu deinen Füßen aufgeschlagen ist — es ist die Heimat!

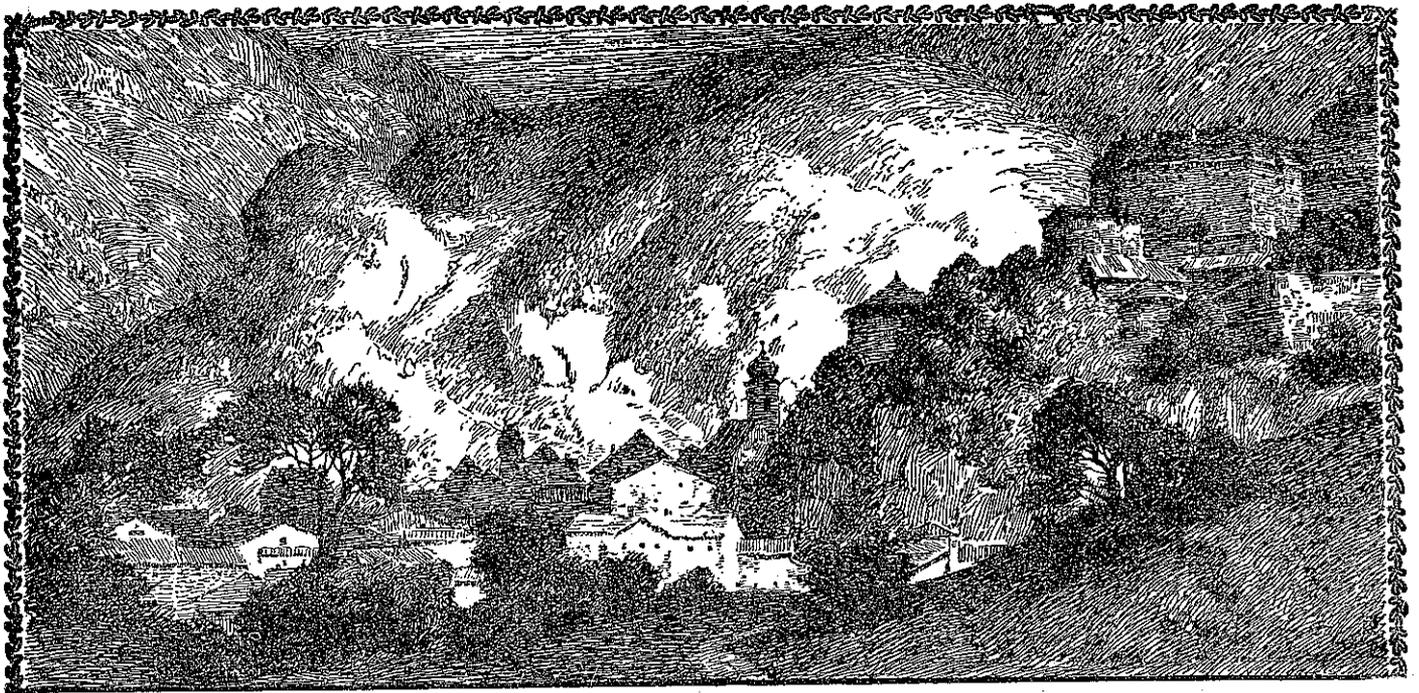
Laß deinen Blick gen Süden fliegen, wo über die Matten und Grasberge des Brixentales die Firmadeln und Eisfelder der Hohen Tauern mit ihren Beherrschern Glodner und Benediger in den sonngolddurchflossenen Aether tauchen — laß dein Auge auf der Heimat ruhen und du wirst mich verstehen, wenn ich immer wieder singe:

Heimatland! — Heimatstadt! —
Du, mei Kopfstoa, bist mei all's!

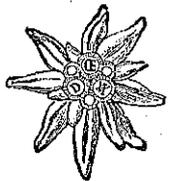
Auflösung des Rätsels in Nr. 5

- | | |
|-------------------|---------------------|
| a) Finsteraarhorn | h) Atersee |
| b) Neo-See | i) Aistero |
| c) Rasserett | k) Rothorn |
| d) Saniner | l) Hintersteinersee |
| e) Lozstein | m) Ort |
| f) Einjer | n) Rettenstein |
| g) Reifhorn | o) Reifhorn |

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Vier-Tausender „Finsteraarhorn“



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D. u. Oe. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, August 1931

Nummer 8

Julius Lütthi der Ältere †

Am letzten Junimorgen, an einem strahlend schönen Tage, hat Julius Lütthi d. Ä. die Augen zum letzten Schlummer geschlossen. So schön der Tag war, so schön und ruhig war der Abschluß dieses Lebens.

Er stand mit an der Spitze jener Großherzigen, die in schwerster Zeit, da es sich geradezu um Sein oder Nichtsein mindestens eines Großteiles des Sektionsbesitzes handelte, der Sektion mit vorbildlichem Rate und — was weit höher einzuschätzen ist — mit wackerer Tat zur Seite traten. Unter anderem schenkte er unbedenklich im Jahre 1918, also zu einer Zeit, wo die Krone noch etwas galt, 5500 Kronen und war allezeit ein getreuer Mahner und Hüter der Sektionsgüter. Die in Ansehung seiner Selbstlosigkeit und seiner hochbedeutenden Verdienste in Vorschlag gebrachte Ernennung zum Ehrenmitgliede hat der gründbescheidene Mann abgelehnt.

Möchten allezeit unserer Sektion so uneigennützig, selbstlose Helfer und Rater zur Seite stehen wie unser unbergelicher, getreuer Julius Lütthi d. Ä., dem zu nie erlöschendem Danke verpflichtet ist

die Sektion Kufstein des D. u. Oe. A.-V.



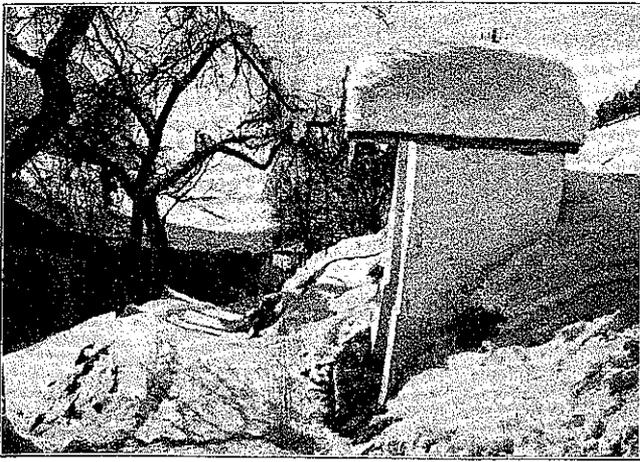
Die Kapellen im Kaisertal.

Franz Nieberl.

Nur ein Gedankenloser oder einer, der glaubt, es nach außenhin zur Schau tragen zu müssen, daß er zu den „Gottlosen“ gehöre, wird an einer Bergkapelle gleichgültig vorübergehen oder deren Dasein gar geflüssentlich übersehen. Auch wenn man nicht zu denen gehört, die ihren Glauben immer mit dem Munde betonen, sogar wenn man abseits von Religion stehen sollte, wird dem Denkenden ein schlichtes Bergkirchlein, ein überdachtes Bildstöcklein von dem ebenso schlichten Sinne der Erbauer, von einem freudigen oder traurigen Anlaß zur Errichtung erzählt, wird ihm oft Auskunft volkstümlicher Art erteilen, ganz abgesehen davon, daß solche Wahrzeichen ländlicher Frömmigkeit häufig an landschaftlich besonders beachtenswerten Punkten stehen.

Wie wäre es, wenn wir einmal einen Spaziergang ins Kaisertal unternähmen einzig und allein zu dem Ziele, geruhsam zu wandern und uns dabei die Kapellen dort etwas näher zu betrachten? Vier solcher Zeugen frommen Sinnes stehen da am Weg, in ihrer Größe ansteigend, so daß die erste am kleinsten, die hinterste am stattlichsten erscheint. Ich glaube bestimmt, daß auch ein solcher Gang, ohne jeden Hintergedanken an eine Bergfahrt, vielleicht bei trübem Himmel unternommen, einen halben Tag recht zweckvoll und anregend auszufüllen vermag.

Wenn wir die steile „Stiege“ hinter uns haben, wird der Weg fast gemächlich auch für „Ungenagelte“. Unter dem Ruppenhof und der Kaiserwacht hindurch gelangen wir zum sogenannten zweiten Kaiserhof, zum Zottengut, ehemals „Nied am Kaiser“. Da steht links am Wege die erste Kapelle, sehr einfach gemauert, mit vorspringendem Holzschindeldach. In der Nische hängt ein auf Holz gemaltes Bild, dem eine sorgende Künstlerhand, und wäre es nur die eines Tuifselemalers, die verblakten Farben auffrischen sollte. Es ist eine kindlich gedachte, aber sehr ansprechende Darstellung der biblischen Delbergzene. Davor stehen zwei sehr hübsche, hölzerne Leuchter, und grüner Schmuck im Winter, leuchtende Bergblumen im Sommer fehlen hier fast nie, ein



Aufgenommen von Erna Nieberl

Zottentapelle

Zeichen, daß der derzeitige Besitzer des Hofes Sinn für sein kleines Heiligtum hat. Ueber die Zeit der Errichtung konnte ich Genaueres nicht in Erfahrung bringen. Im Jahre 1766 erstand der Hof in seiner heutigen Form (er ist mindestens 200 Jahre älter und da soll die Kapelle, anfangs wohl nur als Bildstöckl, von dem damaligen Besitzer Ladner entweder gleichzeitig oder ganz kurze Zeit danach gebaut worden sein. Ein bestimmter Anlaß dazu ist auch nicht nachweisbar.

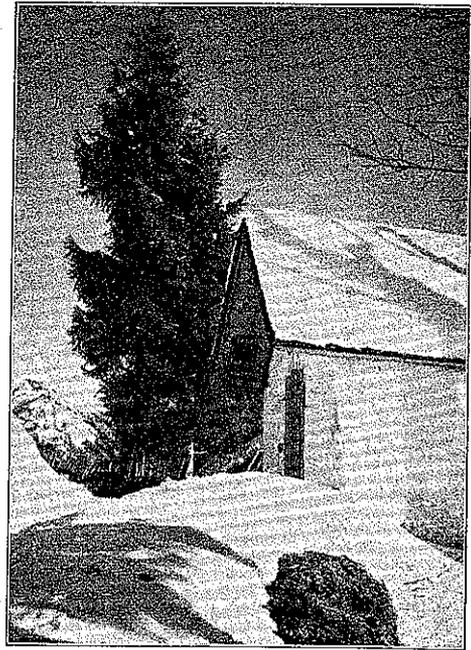
Der Weg steigt wieder leicht an zum Beitenhof, der leider nur mehr in ganz neuzeitlicher, wenig bodenständiger Form dem Wanderer entgegentritt, seitdem der schöne, alte Stammhof im Winter 1930 ein Raub der Flammen wurde. Sankt Florian hätte lieber den Wirtshauskasten anzünden sollen als den wirklich schönen Hof ehrwürdigen Alters. Aber das ist nur ein Seiten sprung meiner höchst persönlichen Meinung. Wir gehen gleich wieder gemeinsam weiter, kommen an der Abzweigung nach Vorderkaiserfelden vorüber und bald darauf, an einem sehr schönen, freien Punkt des Weges steht rechts, behütet auf der einen Seite von einer alten Bergesehe, auf der anderen von zwei kräftigen Fichten, die wohl jedem Kaisertalbesucher bekannte Pfandkapelle. Die ist schon größer, massiger, verschlossen durch eine hölzerne Innentür, davor noch zum Schutze eine Gittertür aus Schmiedeeisen, geziert mit einem Wappenschild, das drei Helmharnische aufweist. Zwei schmale, schießschartenartig eingeschlitzte Fensterlein durchbrechen die Mauer. Im Inneren steht ein richtiger Altar mit goldgesticktem Altartuch; drei Bilder füllen den Hintergrund darüber: in der Mitte die Kreuzigung auf Golgatha, links ein kreuztragender Christus, rechts Maria mit den sieben Schwertern. Auf dem Altartische steht zwischen zwei Holzleuchtern ganz ähnlicher Art, wie sie uns die Zottentapelle wies, eine liebe Frau von Lourdes, eine Anzahl Geböbnisbilder und andere Zeichen frommer Dankbarkeit; an zwei Seitenwänden rund herum hängen in bescheidener Form Kreuzwegbilder. Eine Art Marterl von ziemlicher Größe ist außen ober der Tür, geschützt durch ein weit vorspringendes Schindeldach, angebracht: der wilde Kaiserbach braust zwischen fichtenbestandenen Felswänden daher; inmitten wirbelnder Baumstämme ragt eine Hand aus dem Wasser; links auf grünem Fleck steht ein Bauer in Feiertagsgewand (vermutlich der Verunglückte) und hebt betend die Hände; über dem Ganzen schwebt ein Wolkentranz und darüber Maria mit dem Kinde. Unter dem Bilde steht zu lesen: „1716 den 16. Mai hat in diesem Kaiserbach durch das Holzbringen seinen Geist aufgegeben der ehrfame Simon Treiner, gewesener Bauersmann auf dem Pfandel Guth. Gott Gnad' seiner Seele. Diese neuerbaute Kapelle aber hat der ehrfame Wolfgang Pfandl und Barbara Pfandl geb. Sooverin Gott zu Lob und Ehr und seiner

verehrtesten Mutter Maria samt denen 7 Zufluchten alhero aufsetzen lassen im Jahre 1731.“

Damit ist das Alter dieser Kapelle zweifellos festgelegt, sie kann heuer gerade das 200jährige Gedentfest ihrer Erbauung feiern.

Sie ist ein Merk- und Mahnmal für den tiefgläubig frommen Sinn unserer Vorfahren. Das ist gut und wertvoll. Sie ist auch ein Gradmesser neuzeitlicher Geistesrichtung gewisser Leute, und das ist traurig. Bitter ernst nämlich ist die erst vor kurzem links neben der Türe angebrachte, heiter-komische Einladung: „Wenn du, lieber Besucher des Kaisertales, von zu Hause gewöhnt bist, deine Wände zu beschnüren und zu besudeln, dann tue es auch hier; fühle dich bei uns wie zu Hause.“ Es müssen sich sehr viele „wie zu Hause fühlen“; denn überall, wo es nur einigermachen möglich ist, prangen die Bleistiftstrunen, die dardun, „weß' Ram' und Art“ die Herrschaften zu einem großen Teil waren, die da vorüberkamen. Es wird nur dann besser werden, wenn der Besitzer mit rauhzaugigem Mörtelwurf die gezückten Bleistiftspitzen abbricht.

Wir wandern vorüber an einer größeren Siedlung, die den Namen Pfandlhof führt. Freilich kommt diese Bezeichnung von Rechts wegen nur dem rechts unterhalb des Weges gelegenen wunderschönen Bauernhause zu, dem vormaligen „Vorderkaiser“, im 16. Jahrhunderte im Besitze der Familie Pfandl. Um 1700 herum haufte darauf die Familie Trainer, von welcher einer die Ursache der Erbauung der Pfandkapelle war; seit 1788 sitzt die Familie Schwaighofer auf dem umfangreichen Gute. Bald winkt drunten in der Tiefe der fünfte Kaisertal (ehemals Mitterkaiser, jetzt Hofingergut, in städtischem Besitze), nach meinem Geschmack der schönste Hof im Kaisertal. Gleich danach kommen wir am Schrambachkreuz neben dem kleinen, gleichnamigen Wasserfall vorüber, lassen zur Rechten eine bescheidene Sägemühle liegen, und alsbald grüßt von einer kleinen Anhöhe des Weges die wundervoll gelegene Antonikapelle. Ich glaube, ich wäre ein reicher

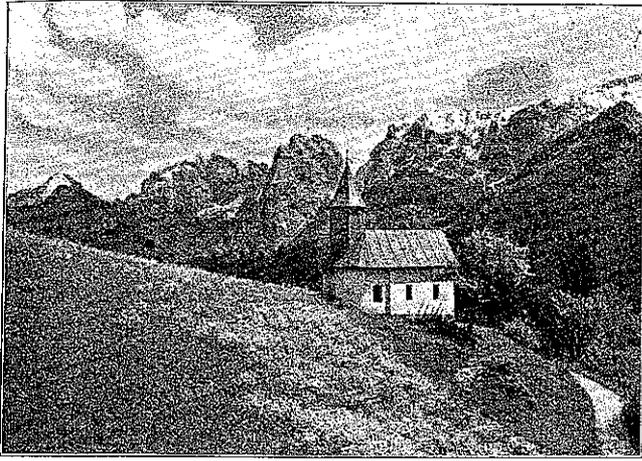


Aufgenommen von Erna Nieberl

Pfandkapelle

Mann, wenn ich so viele Hunderter besäße, als dieses Kirchlein schon von Lichtbildnern eingefangen wurde. Das ist begreiflich, denn dieses Bild verdient's, daß man es auf die Platte banne.

Die Antonikapelle ist schon ein kleines Kirchlein mit angebautem Glockentürmchen, dessen Spitze ein vergoldetes Doppelkreuz auf einer Kugel ziert und dessen Untergeschoß als



Aufgenommen von A. Karg

Antoniuskapelle

Sakristeiraum dient. Fünf hübsche gemalte Glasfenster erhellen das Innere. Vor dem durch Eisengitter abgeschlossenen Altarraume stehen zwei Reihen Kirchenbänke. Der Altarraum selbst ist schön ausgemalt. Das Hauptbild zeigt Maria, die dem hl. Antonius das Jesuskind übergibt. Ueber der Sakristeitür zur Rechten steht St. Georg als Drachentöter. Die Figuren der Apostelfürsten Petrus und Paulus bewachen rechts und links oberhalb des Altargitters das Heiligtum. Ueber der Eingangstür im Innern hat bäuerlich praktischer Sinn den Schutzheiligen für das Vieh, St. Leonhard, angebracht. Das Ganze ist stillos, besser gesagt ein Gemenge von Stilarten, was bestimmt hier kein Fehler ist. Nicht glücklich ist die etwas aufdringliche Bemalung, namentlich der Außenseite, der leider auch die alte Blechbedachung zum Opfer gefallen ist.

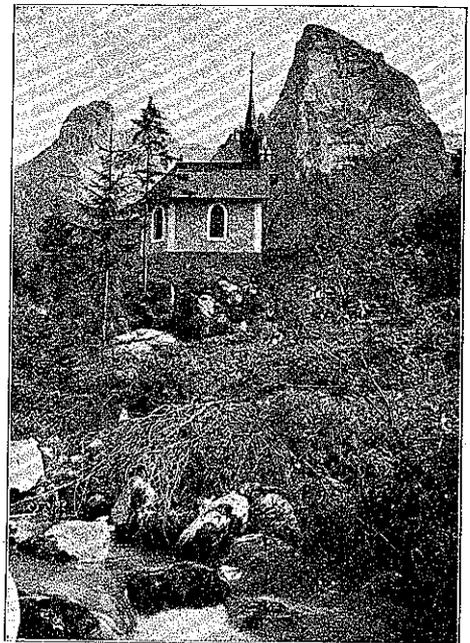
Die Kapelle ist, wie auf dem Altarbilde zu lesen, 1711 von Hans Hausberger erbaut worden, dem damaligen Besitzer des sechsten Hofes, Hintertalser geheissen. Etwa 1876 wurde sie zur jetzigen Gestaltung umgebaut und erst in allerletzter Zeit ist sie frisch mit dem Farbtropf in Verbindung getreten. An ihrer Außenstirnseite sind zwei Marmortafeln für im Kaisergebirge Verunglückte angebracht, die eine für das erste bekannte Kaiseropfer überhaupt, für den in Ausübung des Landesvermessungsdienstes am 6. Juni 1851 abgestürzten Oberleutnant Anton Prochaska, die andere zum Gedenken an den Brannenburger Eugen Grünwald, an Erschöpfung gestorben an der Kleinen Halt am 13. Juli 1919.

Wir wandern weiter und kommen in wenigen Minuten zum „Hintertalser“, dem ältesten Kaiserhof. Ueber die ersten Inhaber des Hofes berichtet die Geschichte nichts. Wie Sinwel erzählt, war er seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts im Besitze der Familie Kaiser; er wechselte öfters die Eigentümer; seit 1819 sizen die Ladner auf dem Gute. Dem Hofe und seinen dormaligen Inhabern singt Sinwel ein hohes Lied der Anerkennung, das in der Zeitschrift 1917 unseres Alpenvereines, Seite 20, zu lesen ist. Durch das Kaiserwäldchen, jetzt leider stark gelichtet, an der Bödnerleit vorbei, fällt der Weg hinab ins eigentliche Kaisertal und führt am rauschenden Bache entlang. Immer großartiger reckt sich die Kleine Halt empor, entsteigt das Totentischl mit den Zeltbähern der Karlspitzen dem Talhintergrund, Hintertalserbads rotgedachte Häuser springen aus dem Grün und da steht, zwei Minuten davor links am Bach auf einem bewoosten Felsblock, die vierte der Kapellen, „Maria auf dem Stein“. Sie ist Eigentum der Alpenvereinssektion Ruffstein, ein Geschenk, das sie ihrem Ehrenvorstand Dr. Matthäus Hoerfarter zu dessen 75. Geburtstag widmete. Die feierliche Grundsteinlegung nahm der Geehrte selbst am 1. Mai 1890 vor; am 21. Juli des gleichen Jahres war der Bau voll-

endet; am 7. September fand die Einweihung statt, bei der der hochverehrte Priester eine erhebende Ansprache hielt.

„Maria auf dem Stein“ ist das jüngste der kleinen Bergheiligtümer im Kaisertal. Lage und Bauart sind gleich glücklich gewählt. Auf dem alten Block erhebt sich zierlich und doch geräumig die kleine Kirche mit schlankem Spitzurm. Vier schönbemalte Glasfenster bringen Licht in den Raum. Zwei davon sind gestiftet von E. und A. Martin, Augsburg 1894, die beiden anderen von unserem Ehrenmitglied Professor Güttler. Sie zeigen die einfache, aber geschmackvolle Bemalung des Inneren, den schlichten Holzaltar mit dem schönen Altarbild Maria mit dem Knaben, einen schmalen Holzkasten für Kirchensubehör und vier Betstühle, alles in einfacher Gotik gehalten. Außen an der Stirnseite über der Tür kündigt eine Marmortafel: „Maria-Hilf-Kapelle, gewidmet dem verdienstvollen Dekan Dr. Matth. Hoerfarter 1890“. Auf der Stirnseite des gemauerten Sockels ist eine weitere Marmortafel angebracht zum Gedächtnis an den 1898 verstorbenen Pächter des Unterkunftshauses Hinterbärenbad, Kranabitter.

Alljährlich wird hier das heilige Messopfer einigemal dargebracht. Manches Brautpaar hat da inmitten der großartigen Felswelt sich den Segen geholt zum Lebensbund; da bildete die Kapelle den Anfang menschlichen Glückes. Manch einer ist auch schon als stiller Mann auf dem Schragen gelegen, wenn man ihn als Opfer der Berge hieher gebracht; da war „Maria auf dem Stein“ der Abschluß daseinsfreudigen Lebens. Und viele, viele haben seines Abendglöckleins Ton durch die Luft zittern gehört — das waren wohl meist Menschen, die in den Bergen suchten, was sie ferne von ihnen vermissen, und da hat ihnen wohl das Glöcklein das heilige Lied vom Berg gesungen, das Lied vom Vergessen menschlicher Not, das Lied von Seelenheilung in der göttlichen Natur.



Aufgenommen von A. Karg

Maria auf dem Stein

Nun, mein Lieber, hat's dich gereut, diesen Spaziergang durchs Kaisertal unternommen zu haben, um seine Kapellen einmal etwas mehr als flüchtig zu betrachten? Bestimmt nicht! Und wenn du mich zu ähnlichem Gange einladen willst, ich bin gerne und dankbar dabei. Du wirst diese verschleierte Bitte des geplagten Schriftleiters hoffentlich verstehen.

Nach eine Schitour.

W. Ruffbandner, München.

„Verehrter Herr S., wie wäre es mit einer Tour ins Land Tirol?“

„Aber selbstverständlich, Herr R.“

Also, die Vorbereitungen waren damit erledigt. Am ersten Weihnachtsfeiertage, früh 1/2 4 Uhr, öffnete mir mein Gefährte die Türe seiner Behausung. Daß ein menschliches Wesen barfuß, in Unterhosen im Stiegenhaus einen imponierenden Eindruck erwecken kann, davon bin ich nicht restlos überzeugt. Aber meine Achtung vor diesem unterhosenbehafteten Maskulinum wuchs zusehends und erreichte seinen Höhepunkt in der Aufforderung, mit ihm einen Liter auf das gute Gelingen unserer geplanten Fahrt zu trinken. Als dann der gute Kern des Gefährten in der rauhen Schale seiner Schigewandung steckte, machten wir uns auf den Weg.

Wir hatten den festen Willen, eine erstklassige Schifahrt zu unternehmen, waren aber vorsichtig genug, schon auf dem Wege zum Bahnhofe unserem Vorsatze einen zweiten Programmpunkt anzugliedern, für den Fall, daß es überall so jämmerlich regnen würde, wie in München. Dieser zweite Punkt steht mit dem oben erwähnten Liter einigermaßen im Zusammenhang. Aber ich will nicht vorgreifen.

Das Wetter war einzigartig, d. h. überall von der gleichen Art. Garmisch Regen, Mittenwald Regen, Seefeld Regen. Wir verlegten unser Ziel Seefeld i. T. schon nach Innsbruck. Schließlich verließen wir aber doch in Hochzirl den Zug, um unserem Vorhaben wenigstens zum Teil gerecht zu werden. Nach einigen mühseligen Versuchen, auf der steilen Straße in Schutz zu kommen, ergaben wir uns in unser Schicksal und stemmten uns sehr energisch talwärts. Nach einem flüchtigen Versuche, in einem Obstgarten einen Telemart zu schwingen, der, nebenbei bemerkt, buchstäblich im Wasser erlosch und ein Anlehnsbedürfnis an einen Gartenzaun erzeugte, beschloßen wir einstimmig, daß Punkt 1 unseres Programmes (Schitour) voll und ganz erledigt sei. Der Himmel meinte es aber auch zu gut; denn ein nachhafter Schnürlregen bekräftigte unseren Entschluß. Von Zirl aus brachte uns die Eisenbahn nach Innsbruck.

Auch hier Regen und wieder Regen. Sämtliche Regenspieler arbeiteten mit Hochdruck. Trotzdem das goldene Dach neue Staatsgala angelegt hatte, wollte sich darauf kein Sonnenstrahl spiegeln, und selbst der sonst so frische und rasche Inn wälzte sich träge durch die Stadt. Im Arlberger-Hof wurde nach einem ruhig verlaufenen, dafür aber „heftig zugesprochenen Mittagsmahl“ großer Rat gehalten und die Weisung ausgegeben: „Zillertal, du bist mei' Freund“. Nachdem wir aber die ganze Leute waren und außerdem uns auch an den zweiten Punkt unseres Vorhabens zu halten hatten, begnügten wir uns damit, in Jenbach, das ja am Eingange ins Zillertal liegt, Halt zu machen. Zur Ausführung unseres Vorhabens war dieser Ort der geeignetste.

Also, um es rundheraus zu sagen: Punkt 2 bestand in der Abhaltung einer „internen Festivität“, bei der „geistige“ Genüsse — böse Menschen behaupten, es wären alkoholische Genüsse gewesen — eine nicht unwesentliche Rolle spielen sollten. Damit wäre mein Bericht eigentlich zu Ende; denn daß wir als aufrechte Männer getreu das erfüllten, was wir uns als erstrebenswertes Ziel gesteckt hatten, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Später, als wir keine „Aufrechten“ mehr waren, war unser Programm zur Zufriedenheit aller Festteilnehmer ausgefallen und restlos erfüllt.

Wir haben auf unserem Zimmer in der „Alten Toleranz“ zu Jenbach am Inn eine Feiertunde gehalten und uns der schönen, heißen Urlaubstage im Falkboot erinnert. Dann gedachten wir auch der alten Deutschen, ziemlich tief, oft

auch nachhaltend, und bald rannte sich ein Lied aus unseren „rauen“ Kehlen zur Decke. Das Lied, enthielt eine unwiderstehliche Aufforderung, der wir auch sofort nachgekommen sind. Von neuem entfachte das unsern Sangesmut, gab uns die Gewißheit, daß uns der heilige Veit von Staffelsee den Durst verziehen hatte, und schlossen den Kreislauf unserer Freude mit andachtsvollen Schluß. In unserem Tische saß Bacchus und im Schleier eines Regietabakdunstes schwamm Euterpe, die Muse des Gesanges; da war es selbstverständlich, daß wir fest mitgeschwommen sind.

Plötzlich erschien am Seligkeitsfirmament Cerberus — in Gestalt der ruhefordernden Wirtin — und gebot Ruhe, da im Hades niemand schlafen könne. Das war nun für uns recht bitter und veranlaßte uns zur schleunigsten Flucht ins Bett. Jetzt erst wurde mir gewahr, daß ich vom siebenten Himmel bereits Abschied genommen hatte und mit unangenehmer Schnelligkeit zur Wirklichkeit der Dinge zurückkehrte. Es muß im Himmelstraum einen fürchterlichen Sturm gegeben haben; denn mein Kahn wurde wild hin und her geworfen. Endlich lag ich ganz erschöpft am Fensterbrett. Weiter unten lag, im Nebenblut erschlagen, mein innerstes Ich. Nachdem ich einige Male fest gegurgelt hatte, nahm mich dann Morpheus in seine Arme. Mein Freund S. war anscheinend auch Teilnehmer dieser verhängnisvollen Fahrt; er hatte nämlich den gleichen Fahrpreis hinterlegt.

Das war das tragische Ende dieser mit so froher Begeisterung begonnenen Schifahrt. Wir hatten halt in unserer Verzweiflung ob des schlechten Wetters den hl. Ulrich angerufen, und das war ein Fehler, nachdem für Bergsteiger und Schifahrer der hl. Bernhard zuständig ist.

Lieber Leser, sprich kein hartes Urteil über uns. Ich versichere dich, daß mehr wie ein Wermutstropfen in den überschäumenden Becher unserer Freude gefallen ist. „Kommentar überflüssig!“

Von unserer Stripsenjoch-Hütte.

Bekanntlich wurde die Stripsenjochhütte in den Jahren 1930/31 gründlich umgebaut und vergrößert. Die Einweihungs- und Uebergabefeier wird im August stattfinden; Näheres wird bekanntgegeben.

Es ist eine schöne Sitte, daß Teile der Innenausstattung, besonders solche rein schmückender Art, wie Bilder, Zinnteller, Krüge, Bildgehörne u. dgl., von Mitgliedern gestiftet werden. Liebe Mitglieder, laßt diese schöne Sitte nicht abkommen!

Heilige Bäume.

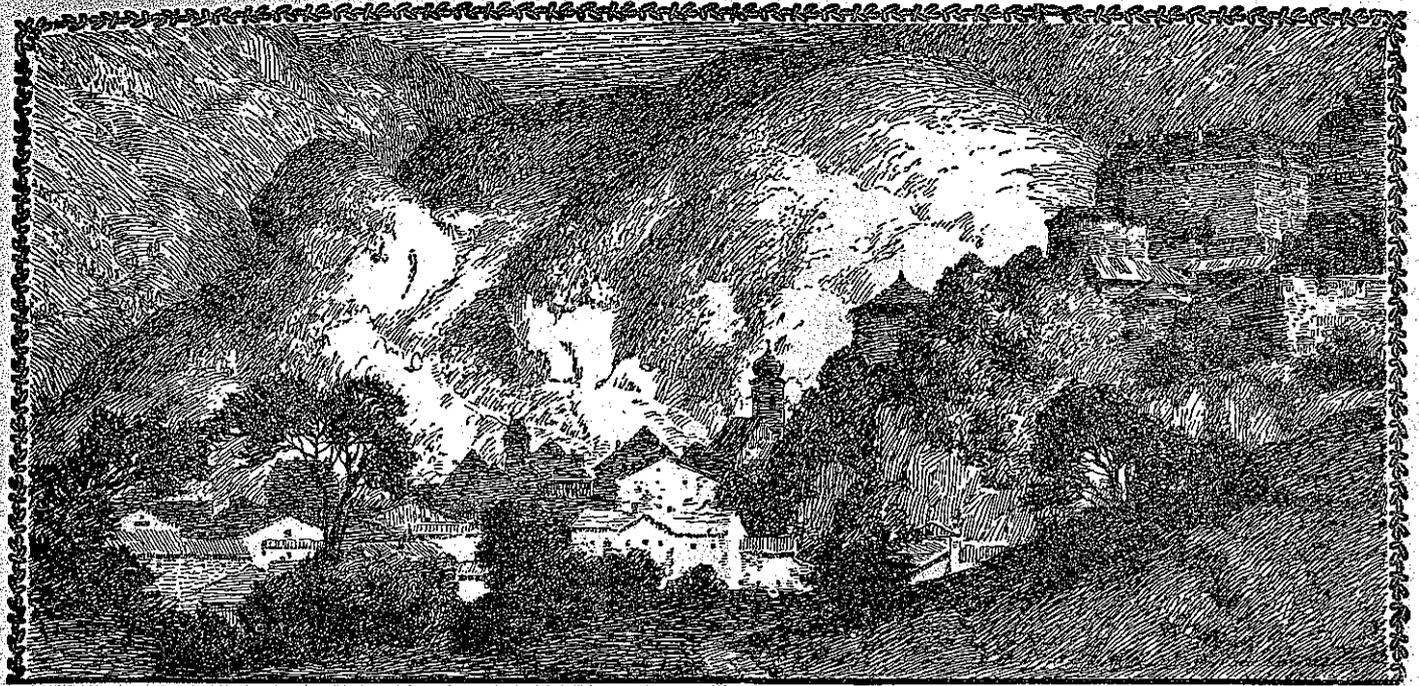
Franz Nieberl.

Hörst du den Sturmwind harfen
In Bannwalds heiligen Arven
An steilem Bergeshang?

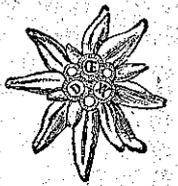
Heut' Nacht, da brechen Lähnen,
Ein todesbanges Ahnen
Streichst durch das Tal entlang.

Da tobt es in den Lüften,
Da heult es aus den Klüften,
Von morschem Schnee verhüllt.
Des tollsten Wirbels Rasen,
Von Arweltmacht durchblasen,
Die Bergwelt jäh erfüllt.

Wenn krachend Bäume splintern,
Im Felsbruch Berge zittern,
Hält einzig treue Wacht
Beim Klang der Sturmwindsharfen
Das zähe Volk der Arven:
Des Bannwalds heilige Macht.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.Oe. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, September 1931

Nummer 9

Einladung

zu der am Sonntag, den
20. Sept. 1931, stattfindenden

Einweihungs-Feier

der umgebauten Stripsenjoch-
hütte



Veranstaltungs-Folge:

Samstag, den 19. September, abends:

Gemütliche Zusammenkunft in
Hinterbärenbad

Sonntag, den 20. September:

1/2 10 Uhr vormittags Berg-Messe
am Stripsenjoch und kirchliche
Weihe des Hauses / Daten an-
schließend Ansprache des Sektions-
Vorstandes / Übergabe und Über-
nahme / Gefelliges Beisammensein

Die
Sektionsvorsteherung

Vom Schreiben.

Franz Niederl.

Die bergsteigerische Tätigkeit ist nicht nur auf das Tun und Treiben auf dem Berge selbst, auf das Gehen, Klettern und Schifahren beschränkt, bekanntlich wird auch sehr viel darüber geschrieben und geredet. Wenn diese „Feder- und Maulalpinist“, wie sich mir gegenüber einmal ein Besucher einer Hauptversammlung ausdrückte, gute Früchte tragen, die jedenfalls immer erhoffte, wenn auch nicht immer erreichte Wirkung auslösen soll, dann muß mancherlei dabei beobachtet werden. Ich weiß wohl, daß ich mich damit sowohl als Schriftleiter dieser Mitteilungen als auch als alpiner Schriftsteller auf ein gefährliches Gebiet begeben; wer in einem Glashaus sitzt usw. Dennoch möchte ich ganz kurz einiges darüber, was mir am Herzen liegt, auch davon herunterreden; es soll ja nur unseren Bergen und uns allen, die darüber sprechen und schreiben, zugutekommen.

Im allgemeinen darf man wohl sagen: was über den Berg an sich, über das Bergsteigen und über Bergfahrten zu sagen ist, ist bereits gesagt. Wenn man die Massen-erzeugung bergschriftstellerischer Arbeiten halbwegs aufmerksam verfolgt, dann müssen wir wahrheitsgemäß feststellen: Alles schon dagewesen in schlechter, guter, in allerbesten Form. Nichts Neues mehr unter der Bergsonne. Das ist nur ganz natürliche Folgeerscheinung des Anwachsens jeglicher alpinen Tätigkeit und an sich nicht zu verdammen; das geht anderswo genau so. Ich erinnere nur an das jagdliche Schrifttum. Wie da in den Spalten der Weidmannsblätter immer wieder der Hase sein Rad schlägt, der Urhahn balzt im Hochwald, der Spielbahn grugelt auf schneebedecktem Grat, dem Gamsbod die Kugel angetragen wird, so läßt immer wieder unentwegt der Bergsteiger die Berge den ersten Kuß der Sonne empfangen, singt immer wieder der Mauerhaken in der Felsrinne, zückt der Schi durch staubenden Pulver Schnee und droht von oben herab der fallbereite Eisturm, die schillernde

Wächte. Ich gebe gerne zu, daß diese steten Wiederholungen von längst Erlebtem, Gesehenem oder auch nur Nachgefühltem den denkenden Leser langweilen. Manche haben das selbst beim Schreiben oder am Vortragspult eingesehen und sind eifrig auf der Suche nach neuer Form und altem Inhalt; das wurde dann mitunter eine ganz erträgliche Neuerung. Oder man ging auf die Suche auch nach neuem Inhalt. Das ist nur Gottbegnadeten so gelungen; daß geradegerichtete und einfach, wenn auch scharf denkende Menschen Verständnis und Freude daran fanden. Meistens wurde es ein Gestammel, ein Suchen nach und ein Ringen mit Worten, ein alpiner Dadaismus, den Urteilslose zwar sofort begierig aufnahmen — wenn sie ihn auch nicht verstanden — und alles, was der neue Dadameister gesagt, als „tief“, als „epochal“, als „einmalig“ bezeichneten, den aber jeder Gesunde lächelnd ablehnte.

„Ja, was und wie soll man denn dann schreiben und schildern?“ höre ich den Leser verwundert fragen. Nun, mein Lieber, wenn du nicht gerade die Gabe der wenigen Auserwählten hast — in diesem Falle würdest du allerdings kaum diese Frage stellen —, dann gibt's doch wohl nur eine Antwort: Schreibe, wie du gesehen und erlebt hast, einfach und schlicht, wenn dein Sinn und Wesen so geraten ist, blumenreich und höheren Schwungs, so dir diese Gabe mit in die Wiege gelegt wurde. Bemühe dich um aller Bergheiligen willen nicht krampfhaft um neues Wort und neues Satzgefüge, das dir innerlich doch fremd ist. Ueberhaupt, schreibe, wenn du frischen Eindruck hast, wenn du in Stimmung bist. Mußt du am Federhalter kauern, dann wirf diese unverdauliche Speise weg und warte auf bessere Zeit, wo dir Gefühl und Wort in die Feder fließen. Das wird dann um so leichter erfolgen, wenn derjenige, der die Absicht hat, etwas zu schreiben, sich mindestens am Abend oder auch am Tage nach der Fahrt schlagwortartig das Erlebte festhält. Man glaubt gar nicht, welche Flüsse von Gedanken und Erinnerungen auf den Menschen einströmt, liest er ein einziges Wort, das ihm gleich einer Erleuchtung blickartig eine Lage, eine Gefahr, eine Freude ins Gedächtnis ruft. Solche Schlagworte bilden oft das Gerippe eines prächtigen Wesens, das du dann nur nach Geschmac und Können zu umhüllen brauchst. Dabei sollst du nicht ängstlich darauf bedacht sein, etwa zu viel Eigenart zu verraten; das ist nämlich weit besser und eindrucksvoller, denn als Gewohnheitsnachbeter oder als allzu nüchtern aufzutreten. Ob ein anderer, in diesem Falle der Leser, einen Sommernorgen anders leuchten sieht, ein Bäcklein anders murmeln hört als du, das bleibt sich gleichgültig, wenn nur du dir ehrlich sagen kannst: das hab' ich nicht am Schreibtisch gesehen, sondern draußen am Berg, das ist nicht Erdichtetes, sondern Erlebtes, Gesehenes, für mich Wirklichkeit. Wohl nie sehen überhaupt zwei das Gleiche. Dafür hat Theodor Storm das rechte Wort gefunden: „Auch wir Gesunden sehen die Dinge nicht, wie sie sind, uns selber unbewußt webt unser Inneres eine Hülle um sie her, und erst in dieser Scheingestalt erträgt es unser Auge, sie zu sehen, unsere Hand, sie zu berühren.“ Je nach dem Stoff, den „dein Inneres als Hülle“ spendet, bring zu Papier, was dich freut und erhebt, meinetwegen auch, was dich drückt. Aber wie gesagt, hüte dich vor hohlem Wort, vor Unmöglichem, sonst verfällst du nur allzuleicht dem Fluche der Lächerlichkeit. Wenn ein gesunder Achtzehnjähriger am sturmunstossten Grat dem Winde entgegenschmettert: „Was schert mich Weib, Liebe, Haß? Ich zwinge dich, Berg!“, dann wird nicht bloß der graue Fels dazu lächeln. Uebrigens — im Vertrauen —, ich glaube nicht, daß der Junge das da oben gesagt hat, wenn er es auch schreibt. Und daß Baumwurzeln im Abenddämmer wie Purpurschlangen grinsen, das glaubt der Schreiber selber nicht, aber er schreibt

es. Viel vernünftiger ist es, eine Lage mit dürrem Wort zu schildern, wie sie sich jeder vorstellen kann, statt mit Redewendungen um sich zu werfen, die nicht nachempfunden werden können oder von gewöhnlichen Menschen gar nicht zu verstehen sind.

Damit ist nun freilich nicht gefordert, daß z. B. eine schwierige Kletterei gewissenhaft nur aus peinlich genau beschriebenen Quergängen und Rissen in der Darstellung zusammengesetzt sein soll. Das ist Sache einer guten Wegangabe, aber nicht Schilderung von Bergerleben. Trotz alledem — Sachlichkeit ist zwar trocken, aber immer noch dem Gefühlsdusel, dem gesuchten Schwulst vorzuziehen.

Weil wir gerade bei der Sachlichkeit sind: Die Bergsteiger von heute, die bergsteigende Jugend erklärt mit Vorliebe, auf dem Boden der Sachlichkeit zu stehen. Man kann oft Unausgesprochenes zwischen den Zeilen lesen, hier wohl die — unausgesprochene — Feststellung: Früher war man nicht so sachlich. Das stimmt nicht ganz. Hermann von Barth war ein Wegebereiter der Bergsteigerei; ich glaube, keiner der heutigen Jungen übertrifft ihn an Sachlichkeit, auch im Schreiben. Und gerade solche, die im Namen der Bergsteigerjugend erklären: Wir sind und handeln sachlich (darunter fällt auch das Schriftstellern), die finden an anderer Stelle bei Bergfahrtschilderungen Worte von so hohem Gefühlswerte, daß man an ihrer reinen Sachlichkeit — ich sage zum Glück — irre wird und sich herzlich freut, so klassisch schöne Naturschilderung, so feines Darlegen von tief innerlichem Empfinden bei den „Sachlichen“ zu treffen. Ich glaube, zeitlich abgrenzen läßt sich der Beginn der Sachlichkeit nicht, so wenig wie deren Gegenteil. Jugend von heute hat's immer gegeben und immer ist neben der Jugend das Alter gestanden, das sich vergangener „besserer Zeiten“ erinnerte.

Was ich da kurz niedergeschrieben habe, gilt an dieser Stelle natürlich vor allem denjenigen, die mir ganz gerne einmal einen Beitrag für meine Mitteilungen geben möchten, sich aber immer scheuen, damit herauszurücken, vielleicht aus dem Grunde, weil sie noch nie etwas für die Doffentlichkeit geschrieben haben. Wenn man etwas noch nie getan hat, aber ganz gerne tun möchte, dann muß man damit einfach einmal anfangen. Ich gebe zu: Anfangen ist schwer. Hat man aber den Sprung ins Wasser einmal gewagt, dann wird man schon darauf sehen, den Kopf oben zu behalten, und ich wette, gar bald plätschert man gerne in dem rasch liebgewonnenen Element! Entschuldigung! Element ist nicht deutsch, Grundstoff sollte ich sagen. Allerdings, „im Grundstoff plätschern“ ist heute noch eine recht ungewöhnliche Wendung, also sagt hie und da doch das Fremdwort das Richtige, für das in gleicher Kürze ein deutscher Ausdruck nicht ohne weiteres zu finden ist. Uebrigens, weil wir gerade beim Fremdwort sind: Wo es irgendwie angängig ist, da schalte der deutsche Schriftsteller das Fremdwort aus. Aber soweit darf die Forderung meines Erachtens nicht gehen, daß man statt eines allgemein gebräuchlichen und verständlichen Fremdwortes (oft ist's sogar ein gut eingebürgertes Lehnwort) ein seltsames deutsches Wortungeheuer zeugt. Allzu scharf macht schartig und es gibt eben doch gut eingebürgerte Fremdlinge, die ganz genau nach ihrem Sinne mit einem Worte gar nicht zu übersetzen sind.

Das ist nur ein Weniges, was ich dir sagen möchte, der du vielleicht die Absicht hast, mir etwas für meine Mitteilungen zu schreiben. Du siehst, es ist nichts Unmögliches, was ich von dir will. D'rum fasse Mut, setz dich an die Schreibmaschine oder greif zur Feder und mach dir und mir die Freude, zu erzählen vom Berg, vom Menschen am Berg und meinetwegen auch von „anderen Dingen“.

Rund um Saalbach.

Von Hans Meiser.

Nachdem nimmt der Zug die Steigung des Passes Griechen. Es geht recht langsam; aber dafür gibt es manch hübschen Ausblick und dann läßt es sich so schön träumen bei dem einschläfernden Geräusch der Schienenstöße, in dem ein gutes Stück Reispoesie steckt. Dazu das Auf- und Abwippen der Telegraphendrähte — ganz wie in der Kinderzeit, da die kleinste Reise weit und ein abenteuerliches Wunder dünkte. Nun aber, da die Begriffe Zeit und Raum eine andere Bedeutung gewonnen haben, malt man sich aus, wie schön das wäre, immer so nach Osten weiterfahren zu können, vielleicht nach Konstantinopel und noch weiter — doch der Ruf „Leogang!“ setzt dem vermessenen Wunsche ein bescheidenes Ziel. Ein Blick auf die Nordseite der Rißbüheler Alpen stellt die spazierengehende Phantasie rasch auf den Boden der Tatsachen und bringt das für den viel verschrienen Winter 1927/28 recht ansehnlich gebreitete Weiß in spurenziehende und schwüngedrechselnde Gedankenverbindung mit den dem Gepäckbrett so schnell als es ihre umständliche Länge erlaubt entnommenen Hölzern, die ihre Junstzeichen nun bald wieder in den Schnee rizen sollen.

Trotz Verabredung zeigt sich am Bahnhofe niemand, der mich in die Gefilde Leogangs einführen könnte, und es dämmert so eine leise Ahnung in mir auf, als ob man mich wieder einmal verfehlt hätte. Es schadet nichts: dem einsam und mit Muse auf der Straße Dahintrottenden fällt zuweilen etwas ein, was sonst in der geistigen Hochflut kameradschaftlicher Gespräche so leicht untergeht und unabgelenkt auch manches auf, was der Gegend eigen ist. So die Totenbretter. Underwärts werden sie auf freiem Ager vor der Ortschaft, oft an Wegkreuzungen, aufgestellt, an Kapellen oder den Stämmen freistehender Bäume befestigt, zuweilen auch als Stege über Rinnsale gelegt. Hier sind die buntbemalten Läden der Länge nach an die Wände einzeln an der Straße stehender Häuser und Scheunen genagelt; die Daten reichen etwa in die Sechzigerjahre zurück.

Das Mauerwerk der Leoganger Kirche ist von der Girlande einer stählernen Kette umkränzt. Die Sage berichtet, die einzelnen Glieder seien von den Frauen der weiskläufigen Gemeinde für die 1809 Ausgezogenen gestiftet worden. Der einzige, für den dies unterblieben, sei nicht mehr zurückgekehrt. Die Kette soll zudem die sonderbare Eigenschaft zeigen, daß sie nicht rostet.

Der Anreger eines gemeinsamen Turenprogramms hatte sich wegen Schibruchs bereits auf Umwegen in die engere Heimat zurückgezogen, was es mir erklärlich machte, daß ich mir am Bahnhofe vergebens die Augen nach ihm fast ausdrehete. Auch seine glücklichere Gesellschaft, die in fachmännischer Wechselrede die heutige Gipfelausbeute wie die aufgespießten großen und kleinen Stücke einer Käferjammung — wir machen es ja schon dem Turenberichte zu liebe alle so — nochmals unter die Lupe nahm, suchte noch an diesem Abende neue ergiebige Jagdgründe auf, wobei anscheinend auch die Bahn auf die Schmittenhöhe eine gewisse Rolle spielte. Obwohl dem Nomadenleben in den Bergen sonst durchaus nicht abhold, verzichtete ich, eben erst angekommen, doch auf den angebotenen Anschluß, da ich in dieser Gegend zunächst etwas Umschau halten wollte. Und so umfing mich denn als einzigen Gast gar bald die trauliche Abendbehaglichkeit des Stödl'schen Wirtshauses mit seinem mächtigen Gewölbebau. Es lehnt sich so gemütlich an dem riesigen Kachelofen, die Uhr tickt in die Stille, die hie und da ein Glodenschlag vom nahen Kirchturm durchzittert. Aus

dem Nebenraum blinzelt das Flitterwerk des Christbaumes. Man sitzt ohne Verpflichtung zu reden still und versunken, wenn man nicht mit den freundlichen Hausgeistern plaudern will, zu denen auch die bald zutraulich herumrut-schenden Kinder gehören. Läßt auch den Roten nicht stehen, schaut dem Dampfe der Virginia nach, und so schön und ungestört kann man in seinem Gedankenfach herumtramen, daß man unversehens zum Glase greift mit dem stillen Trinkspruch: „Es lebe die Einsamkeit!“ — für heute, das nächstemal kann es wieder anders sein.

Auf der Sautsteigen, 1914 m, wird am nächsten wohnigen Sonnentag auch im Freien dieses Alleinsein weidlich ausgekostet. Dieser Gipfel mit seinem so nüchternen Namen — ich weiß nicht, in welcher Beziehung er zu dem in solcher Höhe weder frei noch unter Aufsicht herumsteigenden Borstentiere steht — bildet den östlichen Eckpunkt des über den Wildenkarfogel zur Schanze und zum Spielberghorn ziehenden Kammes, der gegen das Heulabjoch über Reichendelkopf und Spieleskogel seine Fortsetzung findet und das Leoganger Tal vom Glemmtal oder Saalbachtal trennt. Obwohl auf österreichischem Boden, fährt man beim Anstieg auf einer der von Leogang südwestlich streichenden Rippen durch bayerische Wälder. Denn Leogang hat eine bayerische Forstverwaltung. Unterhalb des Durchentopfes, 1874 m, der nach einem Abstecher auf das westlich benachbarte Funnek, 1791 m, überschritten wird, tritt man bereits in den Genuß der diesem Gebiete eigenen, ausgedehnten Kammfahrten, des freien Ausblickes nach beiden Seiten. Die Leoganger, Loferer Steinberge, Wilber Kaiser, hie die Hohen Tauern mit dem „Pinzgauer Spaziergang“ davor. Darunter die stillen Täler und Weiten mit verschlafen liegenden Wohnstätten und das ebene Weiß, von dunkleren Straßenlinien und schwarzblauen Rinnsalen durchzogen. Nie ist der Anblick der gleiche, weil der wechselnde Standpunkt die Kulissen verschiebt, die verschiedene Höhe eben geschaute Gipfel verstedt, neue, dem Auge bisher entzogene Formen aufdeckt und den Falten und Furchen der Landschaft bald mehr bald weniger auf den Grund sehen läßt.

Die Abfahrt in das Saalbachtal hat heute wenig Einladendes. Der gleichmäßig sanft geböschte Südhang des Wildenkarfogels weist zu viel Grün in diesem schneearmen Winter, über den aber doch zu Unrecht so viel geklagt worden ist. Der Bergsteiger, der das Schifahren nicht als einen Sport wie das Schlittschuhlaufen, sondern als Mittel zum Zweck, nämlich Gipfel zu erreichen, betrachtet, kommt in jedem Winter, mag er noch so schneearm sein, auf seine Rechnung. Er verlangt keine gleichmäßige, alles einebnende Decke, die ihn mollig und weich wie Watte umhüllt, wenn er die Fahrt einmal unfreiwillig unterbrechen muß, sondern er nimmt den Schnee wie er kommt und paßt seine Technik den wechselnden Verhältnissen an. Nur wählt er sich die Ziele entsprechend aus und sucht an ihnen nicht gerade apere Südseiten zur Abfahrt. Wenn man zudem weiß, daß man hart fällt, hütet man sich noch mehr, sich hinzusehen, besonders wenn man sich wie bei der Abfahrt von der Sautsteige nach Leogang einige Zeit durch steile Baumstumpffelder hindurchschlängeln muß und die feuchten Untergrund verratende Seite der letzten Wiesenhänge eine öftere, innigere Berührung mit dem Boden nicht ratsam erscheinen läßt.

Andern Tags stecken die Berge in tief herunterhängendem Nebel und es schneit schüchtern, aber doch so, daß man merkt, oben weht es. Das ist das rechte Wetter für die Schmittenhöhe, 1968 m, auf der ich auch einmal gestanden haben möchte, bevor die bereits probeweise in Tätigkeit gesetzte, aber noch nicht offiziell eröffnete Schwebbahn die vielen Tausende beglückt, die auf sie warten.

Also auf nach Zell am See! Dem ist bei der Trübe heute auch nicht mehr abzugewinnen als jeder Wasserfläche, der die hauptsächlichsten Reize und Möglichkeiten, Landschaft und Wasserfreuden, durch die Ungunst der Witterung genommen sind. Bis etwa 1300 m muß ich die Schier auf dem vereisten Promenadeweg tragen. Auf der weiten, sanft zum Gipfel ansteigenden Hochfläche empfängt mich ein kräftiger Wind, der Nebel ist so dicht, daß die mit roten Tafelchen versehenen Markierungsstangen kaum zu sehen sind. Aber der liebliche Duft von Del und Gasen, Motorengeräusche, anheimelnd an die Großstadt erinnernd, das Herumliegen von Brettern und Hobelspänen, alles zur Bergbahnstation gehörend, melden den Sinnen, daß das auf dem höchsten Punkt stehende Dorf Schmittenhöhe errichtet ist; phantastische Ungetüme treten aus dem dämmerigen Nebelinerlei — Kapelle und Hotel. Das Dorf ist heute sehr schwach besucht — die Zahl der Einheimischen ist ohnedies nicht groß —, so daß sogar ein billiges ungeheiztes Zimmer zu bekommen ist und der schöne Christbaum, weit mächtiger als das rührend magere Ding in dem stillen Leoganger Patriarchenbau, eine nur spärliche Gemeinde in dem großen Speisesaal versammelt sieht. Die Preise der sehr guten Verpflegung sind der Höhe und den Verhältnissen der Bergbahnfahrer angepaßt. Aus dem Rucksack kann man nicht essen, da in dem Privathotel eine Turistenstube fehlt. Die Linienführung der Schwebebahn ist übrigens eine sehr unauffällige, da sie sich in der Innenseite des nach Osten offenen Hufeisens bewegt, das die Schmittenhöhe mit ihrem Nebengipfel, dem Salersbachkopf und den von beiden Punkten nach Zell am See verlaufenden Rücken bildet.

Ein von nächtlichem Sturm blankgefegter Himmel zeigt am nächsten Morgen die ganze Pracht, die mit Recht die Schmittenhöhe als Aussichtspunkt berühmt gemacht hat. Der klare Sonnentag schenkt u. a. eine schöne Fahrt über die überraschend schneereichen Westhänge zum kleinen Kettingkogel und den meist abgeblasenen Kamm, zuletzt auf Harscht zum 2070 m hohen Maurerkogel, stets begleitet von der eisigen Wucht der nur durch das Pinzgau getrennten Hohen Tauern mit dem edelgeformten Rißsteinhorn und dem Großglockner nebst Trabanten. Dazu die Würze der Einsamkeit. Jetzt wird man es wohl meistens nicht mehr so günstig treffen. Mit der „Erschließung“ des Hintergeländes durch die Bergbahn wird der Pinzgauer Spaziergang bald ein Schi-Tummelplatz geworden sein, umso mehr, als man darangeht, über das ganze Gebiet ein Netz von Markierungen zu legen. Allen sei es gegönnt, denen diese Fürsorge Freude und Nutzen bringt. Aber jedes Ding hat zwei Seiten. Gewiß, es handelt sich um oft einfache Fahrten: das sorglose Dahinbummeln von einer Stange zur anderen ist bequem und verlockend und das leuchtende Rot mag in Nebel und Sturm manchen, der vom Weg abgekommen, befreit aufatmen lassen, ihm unter Umständen sogar zum Retter werden.

(Schluß folgt.)

Hüttenbau im Kaisertal.

Da das Kaisertal erfahrungsgemäß noch zu wenig erschlossen ist, wird in Bälde dort eine neue Hütte entstehen. Der Ortsgruppe Ruffstein des Turistenvereines „Die Naturfreunde“ ist es gelungen, vom Stadtmagistrate Ruffstein einen Bauplatz etwa 20 Minuten oberhalb Hinter-

bärenbad, in der Höhe der sogenannten Winterstube zu erhalten.

Die Sektion Ruffstein des D. u. De. Alpenvereines hat sich unzweideutig gegen jeden Hüttenbau im Kaisertal ausgesprochen und hat dabei gehofft, das notwendige Beständnis hiefür an zuständiger Stelle zu finden. Die Hoffnung trug, sehr zum berechtigten Erstaunen der Alpenvereins-Sektion.

Die letztere ließ sich bei ihren Ausführungen nicht von „Konkurrenzneid“ leiten. Das ist keine papierene, sondern eine ehrliche Feststellung, die man ihr unbedenklich glauben darf. Ebenjowenig sprachen politische Beweggründe mit, weil wir jedermann Licht und Luft gönnen und der Ansicht sind, daß in den Bergen „politisch Lied, ein garstig Lied“ verstummen soll. Aber die Häufung von Hütten im Kaisertal, womit auch sicher ein Hereinziehen von Leuten, die nicht nur reine Bergesluft atmen wollen, in noch erhöhtem Maße gegenüber dem schon jetzt bestehenden Zustande verbunden ist, widerspricht dem Naturschutzgedanken, wie wir ihn denken.

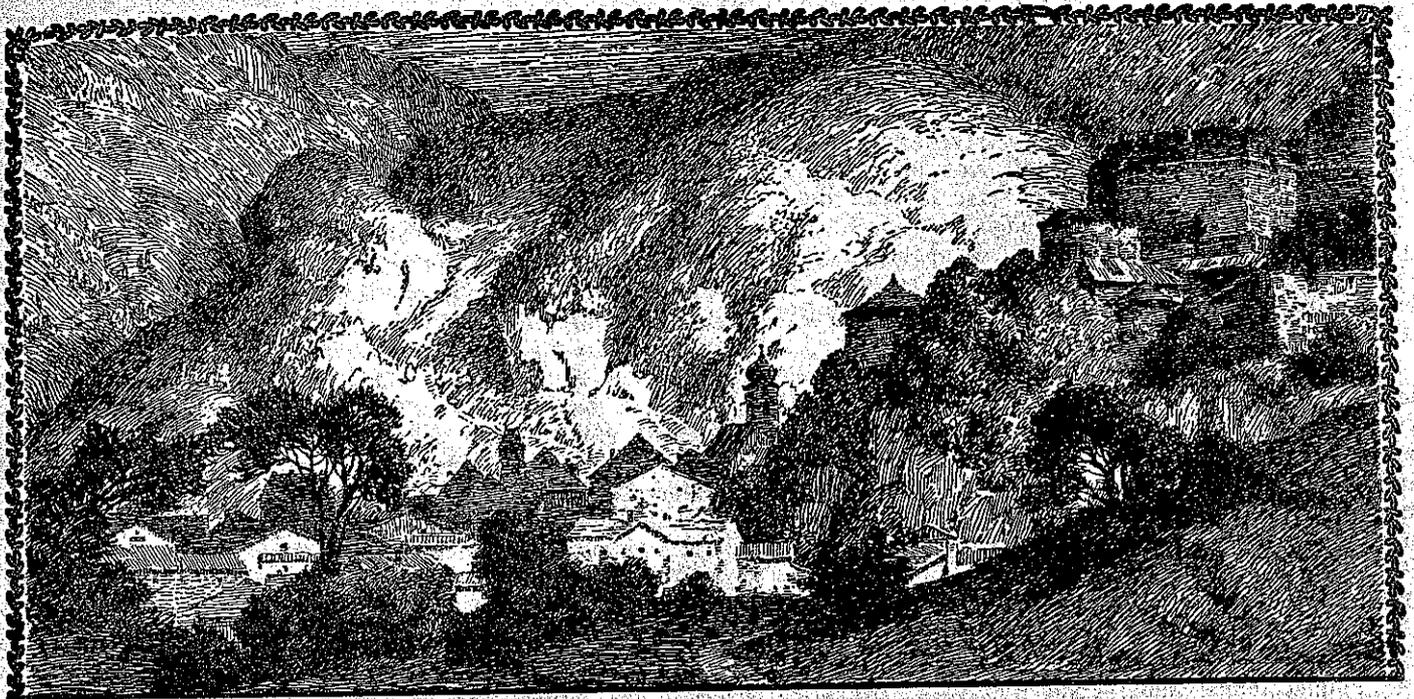
Um dem berechtigten Vorhalt der Naturfreunde, im Kaisertal bestünde für sie nur zu teure Unterfunktmöglichkeit, zu begegnen, bot die Sektion ihnen die gleichen Bergünstigungen auf ihren beiden Hütten an, wie sie die eigenen Mitglieder haben, gewiß ein weitgehendes Entgegenkommen: es war vergeblich.

Wir haben das Unsere getan. Mögen diejenigen, denen der neueste Kaiser-Hüttenbau mit sein Entstehen verdankt, nicht eines Tages in die Klage des Zaubererlehrlings ausbrechen müssen:

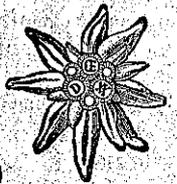
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

Vom Büchermarkt.

„Der Bergkamerad“ erscheint weiter. Durch die Wirtschaftslage war gerade in den Wochen, als Deutschland politisch zusammenzubrechen drohte, auch das Weitererscheinen des „Bergkamerad“ gefährdet. Das vorliegende Heft 32 bringt aber den „Bergkamerad“ wieder in seiner alten Form, nachdem einmal mit Unterstützung der Deutschen Bergwacht, zum andern durch Zusammenlegung des Bilderteiles mit dem der bekannten „Deutschen Alpenzeitung“ wieder sein Weitererscheinen ermöglicht wurde. Wenn man das Heft betrachtet, muß man sofort feststellen, daß der Inhalt sogar besonders ausgebaut und dadurch lesenswerter wurde. Als einzige Wochenschrift schildert der „Bergkamerad“ sofort das Neueste, so auch diesmal in einem kurzen, aber doch interessanten Aufsatz die „Bezwingung der Nordwand des Matterhorns“ nebst Abbildung. Von Interesse ist weiter die Beschreibung „Die Berliner Hütte“, 2057 m, nebst Anstiegsstizze, wobei noch ein Hinweis verkündet, daß auch die weiteren Alpenvereins-Hütten im Laufe der Zeit gewürdigt werden. Für Münchener Bergsteiger ist die Abhandlung der Neueröffnung der „Neulandhütte“. Der Bilderteil bringt noch zwei wertvolle Aufsätze: Von D. Wolker, „Ueber die Wege des Alpinismus“ und von Franz Tursky, „Bergfahrten um Schladming“. Die beigegebenen schönen Photos runden das Ganze zu einem Erlebnis ab und man kann ruhig sagen, daß der „Bergkamerad“ auch bei der heutigen Lage sein Geld (Vierteljahrespreis 3 RM.) wert ist, denn er ersetzt sicher vielen Bergfreunden die langersehnte, aber infolge der Not der Zeit nicht durchführbare Bergfahrt. Der Bergverlag Rudolf Rother, München 19, verschickt gern ein Probeheft kostenlos.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.Oe. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, Oktober 1931

Nummer 10

Kurze Geschichte der Strippenjochhütte.

Aus der Ansprache der Sektions-Vorsitzenden
am 20. September 1931.

Auf dem Strippenjoch eine Hütte zu erbauen, war zweifellos einer der glücklichsten Gedanken der unter Karg's Leitung stehenden Alpenvereins-Sektion Kufstein. Der Jochübergang stellt eine uralte Verbindung zwischen dem Kaiser- und Kaiserbachtal, und damit zwischen Inn- und Leutental dar. Das Joch selbst hat eine ungewöhnlich schöne Lage am Nordfuß des berühmtesten Kaisergipfels, des Totenkirchs. Der Blick auf Fleischbank, Lärched und ganz besonders auf den einzigartig gewaltigen Domturm des Predigstuhl-Nordgipfels wird auch dem Vielgewanderten den Schritt verhalten. Man steht an einer Haupteingangspforte zu Felsheiligtümern, deren ungeheure Größe und Gestaltung wieder wohlthuend gemildert und zu einem vollendet schönen Landschaftsbild ergänzt wird durch Niederblicke in grüne Täler, durch die Schau auf die friedlichen Bergformen des Zahnen Kaisers und der bayerischen Voralpen. Ein untadelig schöner Erdenfleck ist das Joch und dankbar müssen wir sein, daß sich die Sektion darauf niedergelassen hat trotz eines Mangels, der ihm anhaftet — die Wasserversorgung stellte schon damals eine ernsthafte Schwierigkeit dar. Aber — es gibt nichts Vollkommenes auf Erden, sagt eine alte Binsenweisheit, und daß man sich der Vollkommenheit wenigstens nähern kann, das können wir heute auf diesem Platz befrichtigen.

Gestatten Sie mir, einen kurzen Abriss der Geschichte des Strippenjochhauses zu bringen. In den Aufzeichnungen der Sektion erscheint zum ersten Male die Strippenjochhütte im Jahresberichte 1899, und zwar merkwürdigerweise gelegentlich der Abhaltung eines Alpenvereinstränzchens. Dieser Faschingsunterhaltung vom 28. Jänner 1899 lag nämlich der Gedanke zugrunde: „Eröffnung der Zukunftshütte auf dem Strippenjoch.“ Damit war der Anfang gemacht

zur festlichen Begehung des 25jährigen Bestandes der Sektion, die aus diesem Anlasse eine Subiläumshütte errichten wollte. Der Gedanke versandete nicht; Vater Karg war auch hier, wie bei allen größeren Unternehmungen, Vater des Gedankens und dessen Ausführung. In zwei Ausschusssitzungen des folgenden Jahres, am 27. Aug. und am 23. November 1900, wurden die Vorbesprechungen erledigt, und in der Hauptversammlung am 1. Dezember stellte Karg den förmlichen Antrag auf Erbauung. Die Annahme geschah bei Anwesenheit von 20 Teilnehmern einstimmig.

Den Grund kaufte die Sektion von der Stadtgemeinde. Anfangs waren die Grundbesitzverhältnisse etwas verwickelt; sie wurden es später noch einmal. Nach dem Bauplane wurde damals ein Zwidder im Aezargrundbesitz der Gemeinde Kirchdorf angeschnitten. Erst viel später, 1912, erfolgte Klärung dadurch, daß die Stadtgemeinde Kufstein ein Tauschstück im Kirchdorfer Gebiet erwerben mußte. 1901 begann der Bau, der im Rohen vollendet und unter Dach gebracht werden konnte. 1902 war der inneren Ausstattung und Fertigstellung gewidmet; am 19. Juli fand in Kufstein beim Eggerbräu großer Empfangs- und Begrüßungsabend statt, und der 20. Juli brachte die feierliche Eröffnung und Weihe der Hütte, an der sogar der damalige Präsident des Gesamtverbandes, Dr. Ipsen, teilnahm. Als erster Pächter zog der Bergführer Johann Tavonaro auf.

Die Hütte war, um mich eines vielgebrauchten, aber treffenden Gemeinplazes zu bedienen, ein Schmudefästchen. Wer es noch kannte, das liebe Häuschen mit dem Laubengang im oberen Stockwerk, umgürtet von schmutzlosem Naturholzgaun, der wird mir recht geben, wenn ich sage: Da war etwas emporgewachsen auf dem Jochgrund, das heimlich gemächlich sich sofort dem ankommenden Bergfahrer ins Herz schmeickelte. Aber — es war eben ein Kästchen, und da es gar so niedlich und schön war, kamen gar viele, kamen sogar viel zu viele; das Kästchen wurde sofort zu klein und man mußte daran denken — leider — daraus einen Kasten zu machen. Schon 1903

tat man dazu den ersten Schritt. Da erhielt die Hütte eine geräumige Glasvorhalle. Der Besuch wuchs und wuchs; 1905 wurde der notwendige Erweiterungsbau hergestellt und 1906 eröffnet. Damit war die Hütte schon zum Haus geworden, das Kästchen zum Kasten. Bis zum Jahre 1930 ist's in der Form geblieben, die ja allen noch wohl in Erinnerung sein wird, die bis dahin aufs Joch gekommen sind. In die Augen springende, größere Bauveränderungen sind in dieser Zeitspanne nicht vorgenommen worden.

Die Pächter haben gewechselt. 1914 starb Tavonaro; die Wirtschaftsführung übernahm zunächst bis zum Ende der Reisezeit 1916 Maria Steiner. 1917 zogen Georg und Paula Lechner auf. Denen haben wir 1922 gekündigt. An ihre Stelle traten die Eheleute Schrott aus Brixlegg; nach dem Tode des Mannes blieb Mutter Schrott, hochverehrt von allen Bergsteigern, noch bis 1925. In diesem Jahre übernahm die Wirtschaftsführung Franz Stöger d. U., der sie noch heute innehat.

Die größte Sorge bereitete der Sektion die leidige Frage der Wasserversorgung. Da wurde viel versucht; eine gute Lösung konnte nicht gefunden werden. 1903 wurde eine kleine Wasserleitung von einer Quelle am Westhang des Stripfentopfes gelegt und ein Wasserbeden gebaut. Die Quelle hat leider die Eigenschaft, im Spätsommer fast ganz zu versiegen. 1910 wurde unterhalb des Hauses ein Wasserbeden zur Sammlung des Dachwassers für den Verbrauch in der Waschküche errichtet. 1919 bin ich als Hilfsarbeiter des Wegwartes Ing. Bauer im glühenden Sonnenbrand in den Latschenhängen zwischen Joch und Teufelswurzgarten mit Mehlplatten und Theodolith umhergefroren, um eine Wasserleitung von der Teufelswurzgartenquelle her zu vermessen; der zeitweilig unsichere Bestand der Wassermenge und die hohen Kosten der erforderlichen Rohrleitung ließen das Vorhaben unausgeführt. 1921 wurden zwei große zementierte Wasserbehälter ins Haus selbst eingebaut, welche das Regenwasser zu Wirtschaftszwecken zu sammeln hatten; das Stripfentopfquellchen lieferte nach wie vor das einzige Trinkwasser — so lange es konnte. Die Lösung stellte damals das Erreichbare dar. Den wenigsten mag bekannt sein, daß Vater Rarg in dieser Wasserfrage schon vor mehr als 30 Jahren sich mit den Brüdern Abt aus Mindelheim ins Einnehmen gesetzt hatte, um der Hütte schon bei der Erbauung das notwendige Wasser zu liefern. Schon damals tauchte der Plan einer Pumpanlage auf, mußte aber vor allem der Kosten wegen fallen gelassen werden.

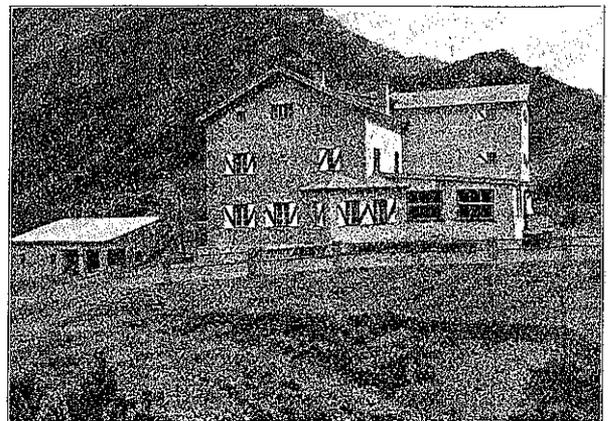
Das war, in knappen Zügen geschildert; das Werden, Wachsen und Bestehen des Hauses bis 1930. Im Jahre 1927 schrieb ich in der Festschrift „50 Jahre Sektion Ruffein“, Seite 145: „Das Stripfentopfhäus weist in der Reisezeit einen sehr starken Besuch auf, so daß die Sektion über kurz oder lang an einen Erweiterungsbau wird denken müssen.“ Wir mußten über kurz daran denken. Es kam vor, daß während der Hauptreisezeit täglich über 100 Besucher abgewiesen werden mußten, daß die Leute auf Tischen, Bänken und Fußböden „Beiwacht“ bezogen und daß die Sektionsleitung des öfteren, und nicht immer in schmeichelhaften Worten auf das Unhaltbare dieses Zustandes aufmerksam gemacht wurde. Und da kam der Stein ins Rollen. Schon auf der Hauptversammlung des Jahres 1927, am 21. Dezember, wurde der Ausschuß ermächtigt, die Beschaffung der Geldmittel in die Wege zu leiten. In der Ausschußsitzung am 27. März 1928 kam die Höhe der erforderlichen Bau summe zur Sprache; sie wurde mit 150.000 Schilling veranschlagt. Das Jahr 1928 und wenn nötig 1929 sollte zu den notwendigen Vorarbeiten und zur Materialbeschaffung verwendet werden. Der Hauptauschluß hat uns das erbetene unverzinsliche

Darlehen nicht gegeben; er war wahrscheinlich anderweitig durch wichtigere und vordringlichere Aufgaben beansprucht. Dagegen kam uns ein einheimisches Geldinstitut vornehm entgegen, und wenn wir heute das schöne Werk vollendet vor uns sehen, so gebührt das erste dankbare Gedenken der Stadtparisse Ruffein.

1929 lieferte uns ein anerkannter, gediegener Fachmann, Herr Hofrat Sehrig, die Umbaupläne, die in der Ausschußsitzung vom 30. September angenommen wurden. Grundkauf- und -tauschangelegenheiten, zum Teil mit etwas bitterem Beigeschmack, beschäftigten uns gegen Ende des Jahres, da ein Teil der Vorhalle auf gepachtetem Ackergrund stand. Bei Schneetreiben und tiefem Neuschnee arbeitete sich die Baukommission auf Schneereifen zum Joch hinauf, und nach mancherlei Hin und Her — welche Baukommission bewilligt auch alles glatt auf den ersten Streich? — wurde die Bewilligung erteilt, die beinahe an der Wasserfrage gescheitert wäre. Dieser heikle Punkt wurde damals, wie man zu sagen pflegt, unter den Tisch fallen gelassen.

1930 begann der Bau, natürlich erst, nachdem im Frühjahr die Bauvergebungsverhandlungen unter teilweiser Erhöhung der Gemüter zum Abschluß gekommen waren. Den Zuschlag erhielt das Bangeschäft Senn, Innsbruck, nicht allein auf Grund des billigen Angebotes, sondern weil der Ausschuß zum überwiegenden Teile von der Ansicht ausging, auch den Bau selbst in Fachmannshand zu bringen. In dieser Beziehung ging dem Hause Senn der beste Ruf voraus. Um nichts zu versäumen, wurde noch eine ständige, fachmännisch gebildete Bauaufsicht bestellt in der Person des Herrn Ing. Heinricher. Also: Oberste Bauleitung Hofrat Sehrig, der in mustergültiger, unmißverständlicher Weise besonders auch die Leistungsverzeichnisse bis zur letzten Schraube ausgearbeitet hat, Bauausführung Senn Vater und Sohn, ständige Werksaufsicht Ing. Heinricher — das war ein Dreigestirn, unter dessen Glanze wohl gute Saat aufgehen konnte.

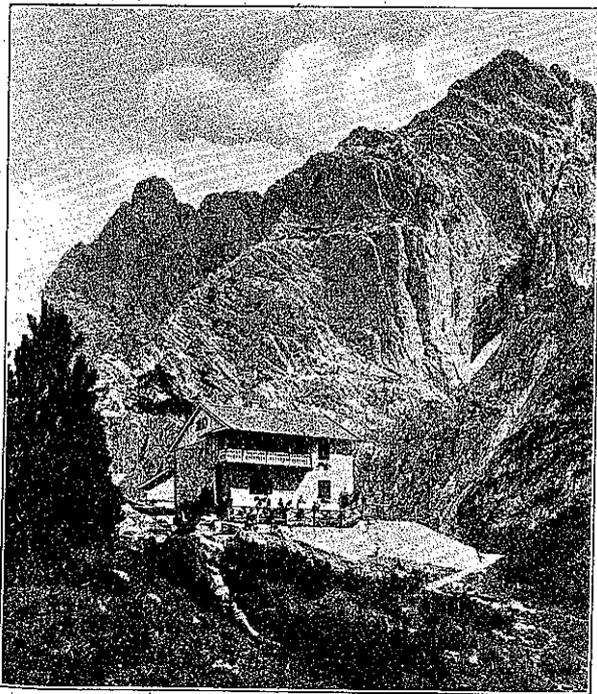
Und sie ist gut aufgegangen, besser noch, als wir früher annehmen konnten. Ich will Sie natürlich nicht hinhalten mit der zwar sehr interessanten, aber auch ermüdenden Aufzählung der einzelnen Abschnitte des ganzen Bauwerkes. Wer sich damit befassen will, dem rate ich, sich zu vertiefen in das mustergültig geführte Bautagebuch, das, nebenbei gesagt, nicht bloß trockene Zahlen, Berechnungen und Zeichnungen enthält, sondern auch da und dort Kunde gibt, daß die Erbauer nicht rein nüchterne Fachmänner, sondern auch recht lebhaft empfindende und diesen ihren Empfindungen ebensolchen Ausdruck gebende Leute sind. Das ist gut; was allzuglatt und geölt vonstatten geht, pflegt nicht immer das Beste zu sein.



Ich sagte, Besseres ist erstanden, als wir ursprünglich annehmen konnten. Es entstand nicht nur das Haus nach

dem Bauplan, es entstand der geräumige, schöne Platz mit seinem Prachtbild kaiserbachtalwärts, und damit dieser schöne Platz nicht den nagenden Kräften von Wasser, Frost und Wind zum Opfer falle, haben wir ihn geschützt und gestützt durch kräftiges Mauerwerk, das insbesondere vom Wildanger aus dem Stripfenjoch-Haus ein ungemein wuchtiges, festungsähnliches Antlitz verleiht. Und dann haben wir etwas geschaffen, was seit Erbauung der Subiläumshütte lastend über diesem herrlichen Erdenfleck lag: Wir haben die Wassernot gebannt. Die alten, unzulänglichen Anlagen wurden ausgebaut und die Brüder Abt aus Mindelheim im bayerischen Schwabenland, die schon im Kriege ihr hohes Können in vaterländische Dienste gestellt hatten drüben in den Vogesen, die haben es fertiggebracht, das Wasser, das nicht in natürlichem Gefällslauf zu uns kommen wollte, bergaufwärts fließen zu lassen zu unserem Hause: ein ebenso unscheinbares als kräftiges Widderwerk hebt uns das unentbehrliche Maß aus 300 Meter Tiefe da herauf und nimmt so der Sektion ihre wohl größte Sorge für gedeihlichen Wirtschaftsbetrieb. Nicht mehr braucht's Ueberlegung, ob man noch ein Glas Wasser abgeben darf dem Gast, ob die Wäsche nicht allzu-bergehoch angewachsen sei für das dürftige Sammelwasser, gespendet vom Regen, wenn er guter Laune war, und munter sprudelt es sogar an dem verschwiegenen Orte, der das Fehlen desselben den Geruchsnerven des Besuchers besonders deutlich zu Gemüte zu führen pflegt. Wasser ist das Allerbest schon vor 1000 Jahr gewest! Seien wir froh, daß wir das Allerbest endlich haben.

Nun, und weil es gerade in einem Aufwaschen hingeht, haben wir gleich noch Sorge getragen, daß übelduftende Petroleumfunzel und flackerndes Kerzenlicht weichen mußten dem hellen Strahl der weißen Kohle: ein Benzin-Petroleum-Aggregat aus den Deutzwerken Wien besorgt uns die nötige Helle zu dunkler Zeit, an dunklem Ort. Ueber die Annehmlichkeit auch dieser Einrichtung brauchen wir uns nicht lange zu unterhalten. Auf hoher Warte stehend, mußte das Haus auch gegen die drohende Blitzgefahr geschützt werden, was wir durch eine neuzeitliche Dacherdungsanlage erreicht zu haben glauben.



Natürlich kann ein so groß angelegtes Unterkunftsbaus nicht ohne entsprechendes Nebengebäude aufgeführt werden.

Wo soll der brave Muli übernachten, der uns mit allen möglichen Bedürfnissen versorgt, wo soll die Wäsche gewaschen werden usw.? Die früher dafür vorgesehenen Gebäulichkeiten waren in einem fast trostlosen und völlig unzureichenden Zustande; hätten wir den gelassen, dann hätten wir halbe Arbeit geleistet. Und so entstand das große Nebenhaus, das in seinem Inneren Räumlichkeiten für recht verschiedene Zwecke enthält. Da gibt's eine Waschküche, ein Bad, einen Mulistall für vier Inwohner, einen Schweinestall, einen Holzraum und noch Notlager. Das scheint ein verdächtiges Runterbunt zu sein, ist's aber nicht. Alles steht an seinem Platze und das liebe Borstenvieh wird ebensowenig im Bade Besuch machen können als etwa ein Muli das Notlager unsicher machen wird.

Einweihung unseres Stripfenjochhauses.

Franz Nieberl.

Am Vorabend der Einweihung, am 19. September, fanden sich in den von Mutter Kainer festlich geschmückten Räumen Hinterbärenbads eine stattliche Anzahl von Bergfreunden ein. Diese Zusammenkunft war als „gemütliche“ in der Veranstaltungsfolge bezeichnet worden; sie wurde es in des Wortes bester Bedeutung. Kein Miston, lautere Freude. Wohl war bei der großen Zahl der Gäste der Raum etwas beschränkt, unbeschränkt dagegen die gute Stimmung. Der Vorsitzende hielt nur eine kurze Ansprache, die in der Bitte gipfelte, den Abend gemütlich verlaufen zu lassen, was am besten durch Nichtreden geschehe. Im Anschluß daran brachte er einen heiteren Dialektvortrag eines Urmünchener, der einige Eindrücke seines Besuches der neuzeitlichen Zugspitze schilderte und am Schluß feststellte: „Bisher war der höchste reichsdeutsche Berg zweifellos männlichen Geschlechtes, war der Zugspitz, heute muß er ebenso zweifellos die Zugspitze heißen. Mir gangst!“ Dieser Ausklang und der Hinweis Nieberls, daß derartiges, wie es in der sicher aus dem Bollen geschöpften Darstellung des Münchener, „am Zugspitz“ vorkam, im Kaisergebirge kein Gegenstück finden möge, gaben dem Vorsitzenden der Alpenvereins-Sektion Oberland, Herrn Sotier, Gelegenheit, doch auch das Wort zu ergreifen zu der Feststellung, daß so etwas im Kaiser nicht gut möglich sei, denn bei uns im Kaisertal werde sein berühmtester Kletterberg immer das Totenkirchl bleiben und sich niemals in die oder den Totenkirchl umtaufen lassen, was schallende Heiterkeit auslöste. Wunderschöne Gesangsvorträge preisgekrönter Oberaudorfer Sänger, Lieder zur Gitarre von Schiestl Alois und Gabele, Harfenklang und Schargesänge ließen die Stunden angenehm und schnell verstreichen. Das für 9 Uhr angekündigte Feuerwerk am Stripfenjoch kam wegen Nebels und der immerhin bedeutenden Entfernung nicht ganz zur Geltung. Mit den besten Wetterhoffnungen legte man sich zur Ruhe.

Diese Hoffnungen wurden zunichte; der 20. September war ein ungewöhnlich scheußlicher Tag voll Regen und Nebel. Trotzdem kamen sehr viele hinauf aufs Stripfenjoch, so daß das stattliche Haus rasch zu Klein war. Gegen 7 Uhr donnerte der Böller der tüchtigen Ruffsteiner Stadtartillerie unter dem Oberbefehl des Pulbergenerals Ströber seine Willkommengröße hinaus in die Lande. Gegen 10 Uhr begann die Feier mit Bergmesse; der Altar, der im Falle guten Wetters am Tavonarokreuz Aufstellung gefunden hätte, wurde behelfsmäßig im neuen Matrazenlagerraum aufgeschlagen. Diese Bergmesse wird den Anwesenden unvergeßlich bleiben. Herr Stadtkooperator Wähler las die hl. Messe; unser Hans Peter ministrierte im

Bergsteigergewand; die neun Mann stark vertretene Schwöicher Kapelle spielte vornehm getragene Stücke. Nach dem Evangelium hielt der Geistliche eine so herzenswarmer, gemütsstiefe Ansprache, daß wohl dem rauhesten Bergler wie dem geschliffenen Großstädter der gleiche Gedanke kommen mußte: „Das ist echter Gottesdienst.“ Die in Begleitung unseres Xaver Kraft vorgenommene Weihe des neuen Hauses samt Nebengebäude beendete den kirchlichen Teil der Einweihungshandlungen. Herr Hofrat Sehrig, oberster Bauleiter, verlas die Namen der am Bau beschäftigt gewesenen Geschäftsleute und hob lobend die einhellig gut geleistete Arbeit hervor; am Schlusse seiner Ausführungen übergab er die Schlüssel des Hauses dem ersten Vorsitzenden, der sie mit der dankbaren Versicherung entgegennahm, daß ein wohlgelungenes Werk in Sektionsbesitz übergegangen sei. Bei diesem Teil der Feier holte der Artilleriegewaltige Ströber Hans kräftig nach, was er bei der hl. Wandlung infolge verregneten Pulvers versäumt hatte.

Dann gab der erste Vorsitzende nach Begrüßung der Gäste einen geschichtlichen Abriss der Entstehung des Strippenjoch-Hauses, der an anderer Stelle zu lesen ist, sprach Dank und Anerkennung allen am Bau Beteiligten aus und gab zum Schlusse dem stolzen, neuen Hause den Wunsch mit, es möge, wenn auch äußerlich eine sehr stattliche Gaststätte, im Inneren stets den vornehmen Bergsteigergeist atmen, der von jeher über dem Joch geschwebt; sein Berg-Heil, das die Rede eingeleitet hatte, schloß diese.

Der Vertreter des Hauptausschusses, Dr. Prochaska, sang dem ersten Vorsitzenden ein gewichtig Lobliedlein und erregte insbesondere bei der Sektionsleitung freudige Stimmung. Er nahm die Worte des Vorredners: „Der Hauptauschub hat uns zum Bau nichts gegeben“, zum Anlaß, darauf zu erwidern: „Was nicht ist, kann noch werden“. In einem Heil der Sektion Ruffstein und dem neuen Hause klangen seine Worte aus.

Der erste Vorsitzende der Sektion Oberland, Generalstaatsanwalt Sotier, brachte zunächst die Glückwünsche einer ganzen Anzahl von Sektionen dar, fand es ganz in der Ordnung, daß für die Bedürfnisse des allerdings an Bedürfnislosigkeit mehr oder minder gewöhnten Bergfahrers in neuzeitlich großzügiger und gesundheitsfördernder Form gesorgt wurde, und unterstrich den Wunsch des ersten Vorsitzenden der Sektion Ruffstein, stets Bergsteigergeist auf der Jochhöhe walten zu lassen.

Der erste Vorsitzende der Sektion Neudötting, Kanzleirat Pleisch, hob die ungewöhnlich nahen und herzlichen Beziehungen hervor, die schon von allem Anfang an zwischen Neudötting und Ruffstein bestanden, die insbesondere in der gegenseitigen Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an die Herren Anton Karg d. Ae. (Ruffstein) und Martin Bittl (Neudötting) schon frühzeitig ihren Ausdruck gefunden hatten. Zum Schlusse teilte er zum freudigen Erstaunen der Zuhörer und insbesondere des Nächstbeteiligten mit, daß die Sektion Neudötting den ersten Vorsitzenden der Sektion Ruffstein, Franz Nieberl, zum Ehrenmitgliede ernannt habe.

Als letzter Redner beglückwünschte in warmen Worten der erste Vorsitzende der „Naturfreunde“, Ortsgruppe Ruffstein, Stadtrat Berger, der trotz des schlechten Wetters mit einer sehr stattlichen Anzahl von Vereinsgenossen erschienen war, die Sektion zu dem fertiggestellten neuen Bergheim.

Wie schon der Vorsitzende der Sektion Ruffstein in seiner Rede festgestellt hatte, hätten es sicher viele Ruffsteiner nicht verstanden, hätte man diesen Weihetag nicht zugleich zu einem Dankesfest für den „unbedenklich besten Mann der Sektion“, wie er sagte, ausgestaltet. Xaver Kraft ist

der Wadere, der, seit zehn Jahren der Sektion Geldwart, nicht nur diese ihm dadurch erwachsenen Geschäfte mit vorbildlicher Selbstlosigkeit, mit seltener Sachkenntnis und riesigem Fleiße besorgte, sondern, weit darüber hinausgehend, bei Erledigung des umfangreichen Schriftwechsels, bei Einrichtung der Rettungsstellen und besonders beim Umbau des Strippenjochhauses in einer Weise tätig war, daß ihm die Sektion allezeit Schuldner bleibt. Sie hat ihm zu Ehren im Hause, für das er kein Zeit- und Arbeitsopfer gescheut hat, eine Xaver-Kraft-Stube, ein urbebagliches Sektionszimmerchen eingerichtet, das Kunstschüler Kerschbaumer hervorragend schön erstellt hat. In einer Ecke mit Wandschrank steht unter seinem von Prof. Zellner gemalten Aquarellbild die Widmung eingesehnt:

Dies Gächchen dem, der viel geschafft,
Dem nimmermüden Xaver Kraft.

Als der Vorsitzende den Geehrten an dieses sein Ehrenplättchen geleitete und dort mit ihm aus dem vom Hüttenwirt Stöger geschenkten, reizenden Tischfächchen den Ehrentrunk tat, da hat sogar unserem Xaver, dem für derlei — äußerlich wenigstens — sonst die Gefühle abgehen, das Auge feucht geschimmert. Möge der Mann uns seine Arbeitskraft und seinen Schaffenswillen noch recht, recht lange zur Verfügung stellen. Selbstfüchtig ist der Wunsch, aber sicher darf unserem Xaver auch alle Zeit hochachtender Dank der Sektion sein, und der hebt den Zug der Selbstsucht auf.

Mit dieser Ehrung hatte der feierliche, ernste Teil der Einweihung sein Ende gefunden. In gemütlichem Beisammensein, zu deren Anfang der Vorsitzende den Herren Hofrat Sehrig, Baumeister Senn, Ing. Heinricher und Herrn Abt je ein gerahmtes Bild als bescheidenes Geschenk für ihre Mühewaltung und ausgezeichnete Arbeitsleistung überreichte, bei Liedersang und Becherklang verflug die Zeit. Die Xaver-Kraft-Stube wurde kräftig eingeweiht und es schlug schon die fünfte Morgenstunde, als die Letzten die Sitzung schlossen; einige sollen die Feier andern Tags noch fortgesetzt haben.

Alles in allem, es war würdevoll, gemütlich und feuchtfröhlich. Dem stattlichen Strippenjoch-Hause auf seinem Lebensweg ein hoffnungsfreudiges

Berg-Heil

*

Zusammenstellung der Geschäftsbeteiligungen am Umbau des Strippenjochhauses.

A) Am Bau selbst:

Erstellung der Erd-, Bau-, Beton-, Zimmermanns-, Anstreicher- und Malerarbeiten: Josef Senn, Innsbruck.

Tischlerarbeiten: Kerschbaumer, Ruffstein, Achrain, Breitenbach; Erl, Kirchdorf.

Dachdeckerarbeiten: Karl Polin, Ruffstein.

Wasserinstallation i. Haus: Jak. Gerber, Ruffstein.

Schankanlage: Franz Unterberger, Innsbruck.

Elektr. Installation und Blitzschutzanlage: Städt. Elektrizitätswerk Ruffstein.

Lichtmaschine: 1 Deubaggregat zu 4 PS — 2 KW: Langen & Wolf, Wien.

Wirtschaftsherd und Spülanlage: Triumphwerke Wels.

Defen: Thurner, Innsbruck.

Hochdruck-Widderanlage: Gebr. Abt, Mindelheim.

B) Inneneinrichtung:

Schlafdecken: Zechbauer & Schmid
 Drahtmatraken: Gall & Co.
 Aufslagematraken: Hans Estermann
 und Martin Anker.
 Kofosläufer, Vorhänge, Handtücher:
 Christian Schwaiger.
 Bettüberzüge: Ed. Neumann
 Leintücher: Adolf Böll
 Verbandkasten: Hans Schwaiger
 Verbandkasteneinrichtung: Ant. Blachfelner
 Türschoner, Kleinfestwaren usw.: Frz. Eder

Ruffstein

C) Transporte:

Franz Stöger, Johann Trixl, Franz Wurz-
 nig und Josef Unterberger, St. Johann.

**Als Spender von schickenden Einrichtungsgegenständen
 seien genannt:**

Photogr. Berthold, München (10 Vergrößerungen).
 Friz Tengler, Niederschönhausen (gerahmtes Bild).
 Frau C. ter Goot (Indische Schale).
 Frau Apoth. Schropp (2 geschnitzte Holzfiguren).
 Fr. Dora Fiksnaler (1 Kupfertännchen).
 Frz. Stöger d. J. (1 gerahmtes Bild).
 Heint. Schmid (1 Wanduhr).
 Ant. Karg (2 Vergrößerungen).
 Chr. Schwaiger (2 Zinn-Teller und Krug).
 Karl Polin (8 gerahmte Bilder).
 Franz Stöger d. Ne. (1 Tischfäßchen).
 Frau Erna Nieberl (3 gerahmte Bilder).
 Ed. Neumann (gemalter Holzständer)

Ruffstein

Um Beschaffung einer ganzen Anzahl dieser Spenden
 hat sich Frau Julie Kaufmann sehr verdient gemacht.
 Besonders erwähnt zu werden verdienen: Herr Prof.
 Zellner, der ein sehr gelungenes Aquarell über Krafts
 für die gleichnamige Ede im Sektionszimmer schenkte, und
 Herr Friz Egger, der uns den ganzen Transport des
 Sektionszimmers von Ruffstein nach der Griesferalpe auf
 der Achse kostenlos übernahm.

Es ist möglich, daß Namen in der Zusammenstellung
 der Geschäftsbeteiligten und in der Spenderliste vergessen
 wurden. Das wäre natürlich ohne jede Absicht geschehen.
 Mit's vorgekommen, dann nehmt einen Stein und werft
 ihn auf den unzulänglichen

Schriftleiter.

Rund um Saalbach.

Von Hans Meiser.

(Schluß.)

Eine Lebensversicherung aber ist die Markierung nicht,
 besonders nicht für den Anfänger und Ungeübten, der sich
 ihr anvertraut, weil sie nach seiner Auffassung ebenso wie
 das Vorhandensein einer Hütte dem Berge jede Gefahr
 nimmt. Er lernt nie, sich nach dem Gelände zu orientieren
 und dazu die Möglichkeiten richtig zu benützen, die er in
 seinen Taschen mitführen soll. Wer sich von Übungsplätzen
 weg in die unwegsame Gebirgsnatur begeben will, um
 die weiße Kunst praktisch zu verwenden, der muß sich eben
 die notwendigen körperlichen und geistigen Voraussetzungen
 erst anzuerziehen suchen, wozu ja heutzutage reichlich Ge-
 legenheit ist. Die vielen Kindermädchen, die in Gestalt von
 Markierungspfählen usw., die nicht immer da stehen, wo er
 ihrer bedarf, und die sich nicht sogleich wieder finden

lassen, wenn er sie aus dem Auge verloren hat, verwöhnen
 ihn zu dauernder Unselbständigkeit und bringen ihm dort
 Gefahr, wo sie von vornherein fehlen.

Im Saalbachthal oder Glemmtal übt der Winter noch
 seine volle Macht aus. Man merkt, daß man sich auf
 1000 m Höhe befindet und daß die Sonne in dem engen
 Tale ihre Kraft um diese Zeit noch nicht entfalten kann.
 Die Schlittensfahrt von Maishofen her, etwa 5 km nördlich
 Zell am See, klingelt an stillen Vertikalitäten vorbei durch
 eine verschlafene Einsamkeit. Die Morgenkälte deutet auf
 kommende schöne Tage, und wenn die neben mir sitzende
 Polin, die zu ihrem beim Straßenbau im Saalbachthal
 beschäftigten Mann zurückkehrt, von ihrer tiefverschneiten
 galizischen Heimat erzählt, so paßt die Landschaft ganz
 zu ihrer Rede.

Die Mademiterhütte der Wiener Sektion „Austria“ im
 hinteren Glemmtal, 1120 m hoch, gelegen und von an-
 heimelnder barocklicher Bauart, weist heute auch nicht im
 entferntesten den Besuch auf, den ihre Ausmaße fassen
 können. Von hier wie von Saalbach aus sind die Turen-
 möglichkeiten so zahlreich, wie man sie nicht leicht wieder
 in einem anderen Gebiete gleicher Höhenlage antrifft, und
 bei einigem Fleiß können hier Sektionen ihre Turen-
 berichte gleich zu Beginn des Jahres wenigstens der Zahl
 nach auf eine stattliche Höhe bringen. Um diese Zeit aber
 war das Gebiet recht verwaist und selbst so schöne Gipfel
 wie Zwölferkogel, 1984 m, und Hohe Pengab, 2115 m,
 lagen ziemlich verlassen in der Sonne des Silvestertages,
 obwohl der Blick von dort auf die Tauern, den ganzen
 Pinzgauer Kamm und den Gaisstein schön und die Ab-
 fahrt, trotz südseitiger Ausaperung und nordseitiger Ver-
 hartung, genutzbar war.

Die am Neujahrsabend in der Hütte Anwesenden ge-
 hörten laut Eintrag im Hüttenbuch fast durchwegs der Sek-
 tion Austria an; aber Wiener Mundart war kaum zu
 hören, ein Grund wohl, warum dieser Abend, an dem die
 fremdesten Menschen, so sie der Zufall auf einer Hütte
 zusammenführt, gewöhnlich näher aneinanderrücken und
 die Gläser erklingen lassen, einen recht ledernen Verlauf
 nahm und mich veranlaßte, in einer ruhigen Ede auf der
 warmen Ofenbank den Punsch auf mein Wohl zu schlürfen.
 Bis die aufreizenden Weiser einer von einem Einheimi-
 schen trefflich gehandhabten Ziehharmonika auch anderen
 als dem tanztüchtigen Hüttenpersonal in die Beine fuhren
 und das Eis zum Schmelzen brachten.

Wer Zeit und Kosten sparen will und nicht allzu be-
 quem ist, wird, so er von München kommt, als Zu- und
 Abgang für das Saalbacher Gebiet nicht die Talstraße
 Saalbach—Maishofen benützen, sondern den fast nord-
 südlich gerichteten Uebergang über die 1320 m hohe
 Schanze wählen. Er schneidet damit den großen Bogen
 der Bahn Hochfilzen—Zell am See ab. Leider weist die
 sonst so praktische Einrichtung der österreichischen ermäßigten
 Touristen-Rückfahrkarten außer anderen auch diese Lücken
 auf: Einmal halten die Sportzüge nicht in Pfaffenschwendt,
 der nächsten für diese Wegrichtung in Betracht kommenden
 Bahnstation, sondern nur in Fieberbrunn und Hochfilzen;
 dann aber ist für diese Strecke keine dieser Fahrarten mit
 Vorteil benutzbar. Denn die Karte Ruffstein—Zell am See
 orientiert sich erst ab Pfaffenschwendt und mit der Karte
 Ruffstein—St. Johann darf ein Nachlösen über die Ziel-
 station hinaus im Zuge nicht erfolgen.

Die Bachhöhe mit Kapelle und den Resten einer ehe-
 maligen bescheidenen Befestigung—es steht wenigstens zu
 vermuten, daß die kleine Ruine solchen Zwecken einmal
 gedient hat—ist von Saalbach aus schnell erreicht. Es
 wäre schade um den prächtigen Tag, nicht noch einmal von

einem nahen Luginsland die Augen voll Gipsfelleuchten zu nehmen, ehe es wieder endgültig talwärts gehen heißt. So fahre ich östlich die bewaldeten Südhänge entlang zum Kohlmeiskopf, 1794 m. Friedlich lugt in der Falllinie die grüne Kuppel des Saalbacher Kirchturmes hervor. Da drunten freut sich wohl alles auf den heute abends stattfindenden Jägerball, zu dem man mich auch geladen hat, und es wäre gewiß gemütlich und vergnüglich geworden, dieses echt ländliche Fest, dessen ursprünglichen Charakter ja das kümmerlich gefünfelte Ueberangebot der Stadt in solchen Veranstaltungen nie erreichen kann. Aber da draußen rollt bald wieder die dampfende Schlange, die mich dahin entführt, wo der Winter sein zweites, griesgrämiges Gesicht zeigt. Der Stand der Sonne — sie und das Zeitgefühl müssen, wie die letzten Tage über, auch heute die vergessene Uhr ersetzen — mahnt zum Aufbruch. Auf der bereits im Schatten liegenden, winterlich rauhen Nordseite der Schanze schlittern die Bretter oft über glasigen Hartholz und Eis. Wo das Tal des Spielbaches sich engt und der Weg näher an die Hänge des Spielberghorns herantritt, warnt eine Tafel vor Lawinen, die zu anderer Zeit und unter anderen Verhältnissen eine kurze Strecke die Spur bedrohen können. Am Wirtshaus zur Eisernen Hand beginnt der Langlauf zur Rechten nach Hochfilzen, den der Vertreter einer anderen Sportart, ein Junge, der pfeifend seinen Eisstock auf dem gefrorenen Wege vor sich hinschleudert, begleitet. Dann habe ich bis zur Ankunft des Juges gerade noch so viel Zeit, in der ägyptischen Finsternis des Bahnhofes Hochfilzen meine verlegten Handschuhe nicht mehr wiederzufinden, eine jener würdigen Beigaben, die uns die Tüde des Objektes in unsere Bergfreuden streut, ohne uns im geringsten die Lust daran vergällen zu können. Unser Bergsteigergeist klebt nicht an der Materie. Ist es auch einmal ein gebrochener Schi, ein vergessenes Seehundfell, ein liegendes Wäschestück oder, wie hier, ein Paar Handschuhe, die, wie man nachträglich zum Trost feststellt, längst der Erneuerung bedurft hätten — schön war es immer.

Eine feuchte Kirchbesteigung.

Ronrad Pragmarer.

Warum ich überhaupt von einer Tur auf das Totenkirchl erzähle? Heute ist das doch nichts Besonderes mehr. Auch bin ich überdies nicht einmal ganz hinaufgekommen. Und wenn ich es dennoch tue, so geschieht es auf die bescheidene Bitte des „geplagten Schriftleiters“ der „Mitteilungen der Sektion Ruffstein“ hin.

Wir wanderten also, als es am Mittwoch aufklärte, nachmittags in das Kaisertal, trotzdem wir fest ausgemacht hatten, daß wir, falls das Wetter schön würde, mindestens noch einen schönen Tag abwarten würden, bevor wir aufbrächen. Aber nach so vielen Schlechtwettertagen konnten wir uns nicht halten und brachen, wie gesagt, trotz unseres „unumstößlichen Grundsatzes“ dennoch auf. Die Strafe dafür ereilte uns denn auch schon am nächsten Tage.

Als wir auf der Alm bei Hinterbärenbad rasteten, ging eben die Sonne unter. Der Senner, den wir fragten, wie wohl das Wetter würde, prophezeite uns nichts Gutes. Wir ließen uns jedoch nicht hänge machen, und erfreuten uns an dem wunderbaren Bild, das die kleine Halm und das Totenkirchl, die im letzten Schimmer der untergehenden Sonne purpurn und violett erglänzten, boten. Als wir auf der Strippenjochhütte ankamen, sahen wir im Westen schwarze Gewitterwolken und heftiges Wetterleuchten.

Am nächsten Morgen bewunderten wir den prachtvollen Sonnenaufgang und das schöne Morgenrot. Dies dauerte nicht lange, bald waren wir von dichtem Nebel eingehüllt. Doch da es nicht regnete, packten wir unser Kletterzeug ein und begaben uns zum Einstieg vom Zottweg. S. J. stieg voraus. Als er die erste Hälfte des Kamins bewältigt hatte, hielt er sich, anstatt sich links hinaufzusteigen, in dem rechten nassen und überhängenden Riß. Hier schlug er nun, da an dieser Stelle schon jemand tödlich abgestürzt war, zur Sicherung einen Haken. Als er merkte, daß er falschgegangen war, querte er nach links hinüber und stemmte sich in dem eigentlichen Kamin empor. Nun ließ er uns (R. D. und mich) nachkommen. Meine Aufgabe war es, den Haken wieder herauszuschlagen. (Der liebe Leser möge uns aber deshalb nicht für Geiztragen anschauen, da wir nur arme Studenten sind.) Jetzt querten wir zum Rosigen hinüber und arbeiteten uns durch ihn in leichter, hübscher Stemmerie hinauf. Oben verspürten wir schon die ersten dicken Tropfen. Nun beeilten wir uns, banden uns vom Seile los und erreichten rasch die erste Terrasse. Da es inzwischen immer stärker zu regnen anfing, suchten wir möglichst rasch die Erich-König-Höhle zu erreichen. Als wir aber in der Schmidrinne bis zur Abzweigung der Leuchsvariante gekommen waren, goß es schon derartig, daß ein Weitergehen nicht ratsam war. Ich zog meinen Bergschirm aus dem Rucksack und wir stellten uns zu Dritt unter einem Klemmblock darunter. Da standen wir nun und sangen. Doch Petrus ließ sich durch unsere Musik nicht erweichen; im Gegenteil, er bedachte uns nur um so reichlicher. So entschlossen wir uns denn zur Umkehr, da inzwischen aus der Schmidrinne wahre Sturzbäche herabgeschossen kamen, die uns im Nu bis auf die Haut durchnäßten. Wir suchten möglichst rasch herunterzukommen; der Wasserfall, der durch den Führerkamin herunterstürzte, konnte uns nichts mehr anhaben. Durch den Teufelswurzgarten liefen wir der Hütte zu. Mein Ungeklüm wurde aber ein wenig gehemmt durch einen Sturz auf dem aufgeweichten Moorboden, auf dem die Kletterpatzchen keinen Halt fanden.

Wie ehemals Epaminondas, von dem die Sage erzählt, daß er nur ein Gewand hatte und daß er, wenn dieses gewaschen wurde, das Bett hüten mußte, so erging es auch uns. Nachdem wir uns unserer Kleider entledigt hatten, suchten wir unser Lager auf, und wenn wir aufstehen wollten, um in der Hütte herumzuwandeln, mußten wir mit einer Decke kuschig unsere Blößen verhüllen.

Am nächsten Tage wanderten wir, zwar ein wenig gedeckert, aber doch ganz fröhlich, heimwärts. Und die Moral von der Geschicht: „Geh' bei zweifelhaftem Wetter in die Berge nicht.“

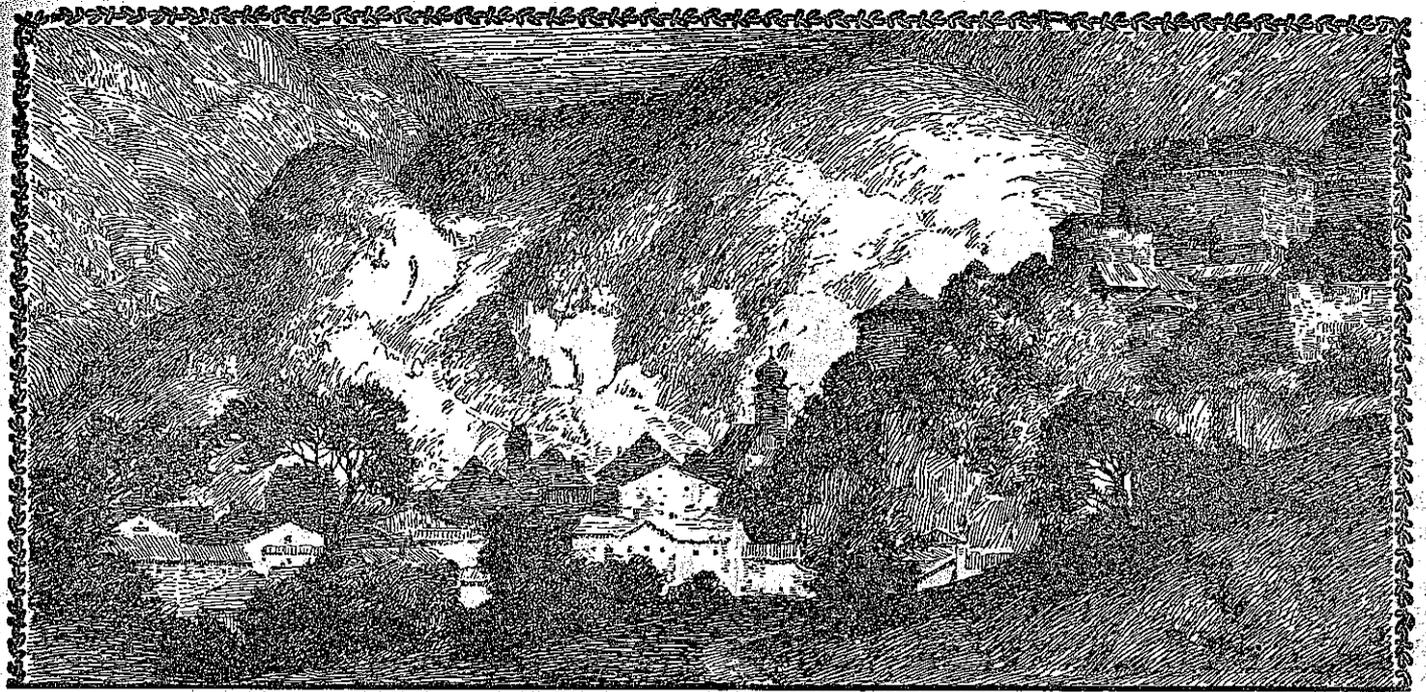
Latschen. (Pinus pumilio.)

Von Franz Nieberl.

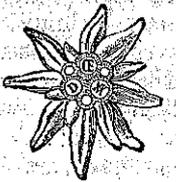
In dunkelgrünen Wellen wallt
Der Wind im Zunderwald;
Der Sturm haucht seinen Atem hin
Mit kältender Gewalt.

Die Sonne küßt im Frührotschein
Die wurzelsefte Schar;
Zur Winterszeit umhüllt der Schnee
Die Zähen ganz und gar.

Das nenn' ich mir ein Kerngeschlecht,
So knorrig, wetterhart:
Ich wünschte mir, mein Heimatvolk
Gedeih' nach dieser Art.



Mitteilungen der Sektion Kuffstein des D. u. Oe. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kuffstein, November 1931

Nummer 11

Wo sich die Füchse „Gute Nacht!“ sagen.

Dr. J. Gáyer, Szombathely.

Das ist nach einem steier. Sprichworte die Krafau*) ober Murau. In Wirklichkeit aber ist es ein Gebiet reich an Naturschönheiten, an alten Bräuchen und Altertümern. Ein Gebiet, gleich geeignet für den Sommerfrischler wie für den Touristen.

Es ist das eine 1200—1300 m hoch gelegene Talstufe im oberen Murgelände am Südhange der Niederen Tauern, mit den zerstreuten Siedlungen Krafaudorf, Krafauhintermühlen, Krafaubene. Vom Mittelpunkt der Talstufe bietet der schmale Etrachgraben einen prächtigen Einblick auf die im Hintergrunde sich aufbauende Grafen-Alpe mit der 1650 m hoch in einem Zirbenwalde stehenden Rudolf-Schöber-Hütte, welche nicht nur zu einer Reihe von Gipfelfturen (Bauleitend, 2427 m, Sühleited, 2509 m, Ruprechtsed, 2588 m, Predigstuhl, 2545 m), sondern wegen der vorzüglichen Bewirtschaftung und peinlichen Sauberkeit auch ganz besonders zu einem längeren Aufenthalte einladet. Beherrscht aber wird die ganze Krafau vom 2741 m hohen Preber, dessen scharfer Umriß den Blick dauernd fesselt. Ein Berg, der von der Grazer-Hütte, 1897 m, leicht zu besteigen ist und eine prächtige Fernsicht vom Dachstein bis zu den Karawanken, vom Großglockner bis zu den Ennstaler Alpen bietet. Von seinem Gipfel aus liegen die ganzen Niederen Tauern wie ein aufgeschlagenes Buch vor dem Beschauer und greifend nahe erscheint die kräftige Gestalt des höchsten Berges der Steiermark, des Hochgölling, 2863 m. Und wer Sinn hat für Träumerei, der gehe an den Etrachsee, auf dessen tiefgrüner, glatter Wasserfläche sich die Berggipfel widerspiegeln, und an dessen Ufer das liebliche Jagdhaus von Reg.-Rat Bernhard Feil vor. Eigentum des Grafen Rudolf Széchenyi, steht. Sonntagsstimmung und Ruhe überall und man würde sich gar nicht wundern, wenn aus dem Wasser sich

plötzlich Najaden erheben, im Waldesdunkel aber Zwergmännchen erscheinen würden.

In den „Mitteilungen“ unserer Sektion lesen wir zwar meist von einzelnen Bergtoren, der Umstand aber, daß es sich um eine eigenartige, wenig bekannte Gegend handelt, rechtfertigt vielleicht eine allgemeine Schilderung.

Schon der allgemeine Eindruck, den das Gebiet auf den Besucher macht, ist von hohem Interesse. Wir wissen, daß die klimatischen und Vegetationslinien von der Peripherie der Gebirge gegen die inneren Massenzentren sich heben, daß also in den mittleren Teilen der Alpen die obere Waldgrenze höher liegt als an den Flanken. Nirgends aber in Steiermark geht die Kulturstufe höher hinauf als in der Krafau. Hier wird noch überall Hafer und Korn gebaut und die höchste Siedlung der Steiermark liegt in dieser Gegend. Dabei sind wir doch schon in einer Höhenstufe, in welcher Fichte und Lärche die Wälder bilden, von laubabwerfenden Bäumen aber nur minder anspruchsvolle, härtere Arten (Grauerle, Bergahorn, Birke usw.) vorkommen. Die Zirbe, die bereits in dieser Höhenstufe vorkommt, wird bergaufwärts immer häufiger. Pflanzengeographisch von höchstem Interesse aber ist das vereinzelt Vorkommen von Föhren (*Pinus sylvestris*). So steht im Zirben-Lärchen-Walde am Grate zwischen dem Etrachgraben und Mühlbachgraben in einer Seehöhe von 1900 bis 2000 m ein uralter Baum, ein Pflanzenrelikt, ein lebender Beweis eines einstigen Vorstoßes wärmeliebender Elemente in die Krafau. Auch die pannonische Primel (*Primula pannonica*), die von Krafaudorf bis Seebach nebst anderen thermophilen Arten vorkommt, ist ein Ueberbleibsel aus dieser Zeit. Daß sich wärmeliebende Arten auch heute noch erhalten können, und daß die Kulturstufe so hoch ansteigt, findet ihre Erklärung in den klimatischen Verhältnissen des Gebietes. Denn wenn auch der Winter streng ist (bekannt ist die sibirische Kälte des benachbarten Ungarn!), so ist der Sommer verhältnismäßig warm, und groß ist die Zahl der sonnigen, wolkenlosen Tage, größer als im Engadin, mit dessen Klima ansonsten viel Ähnlichkeit besteht. In der Nähe ist ja

*) in alter Schreibweise Kraggau und Graggau

auch die bekannte Lungenheilstätte auf der Stolzalpe bei Murau.

Wir lesen an einer Stelle von der malerischen Bauart der Häuser, die auf größtmögliche Ausnützung des Sonnenlichtes ausgeht. Das ist freilich ein Irrtum. Denn die Strenge des Winters erfordert geradezu eine Abwehr der Luft und damit des Lichtes und die Fenster könnten wahrlich nicht mehr kleiner sein. Aber malerisch sind die Häuser dennoch, nicht nur wegen ihrer Altertümlichkeit, oft sogar Ruinenhaftigkeit, sondern wegen der reichen Blumenpracht, die selbst die ärmsten Hütten schmückt, und lieblich dadurch, daß die Schwaben überall in den Stuben nisten.

Ich habe die Ruinenhaftigkeit mancher Häuser erwähnt. Auch die zahlreichen kleinen Kapellen und Bildstöcke machen oft denselben Eindruck. Ueberhaupt deutet vieles darauf hin, daß der Wohlstand früher bedeutend größer war als heute. Darauf deuten außer den religiösen Bauten auch Gegenstände in den alten Bauernhäusern, die nicht nur einen Altertumswert haben, sondern auch zur Zeit ihrer Entstehung einen Wert hatten. Die allgemeinen Gründe der Verarmung der Alpenbauernschaft sind mehr oder weniger bekannt, die spezielle Geschichte der Krafau hat aber noch andere Gründe aufzuweisen. Vor dem Bau der Eisenbahnen war ja das obere Murtal eine der wichtigsten Kommunikationslinien, durch welche der Weg ins Innere der Alpen und dann von hier südlich über den Katschberg, nördlich über den Radstädter Tauern weiterführte. Bis dahin war also die Krafau in der Nähe einer großen Verkehrsstraße gelegen, nach dem Bau der Eisenbahnen verließ jedoch der Verkehr diese Gegend und die heutige kleine Lokalbahn Unzmarkt—Mauterndorf ist nur ein blaßes Abbild des ehemaligen Verkehrs. Der napoleonische Durchzug war wohl ein Grenzstein in der Entwicklungsgeschichte der Krafau. Seither gehört sie zu den einsamsten Gegenden der Alpen.

Eben dadurch hat aber das Volk viel Ursprünglichkeit bewahrt. Es ist ehrlich und wohlgesinnt. Ein interessanter (nur in dieser Gegend und im benachbarten Lungau vorhandener) alter Brauch ist der Samson-Umzug, der in Krafaudorf am ersten Sonntag im August gleichzeitig mit dem religiösen Feste des Schutzpatrons des Ortes, des hl. Oswald, gefeiert wird. Vormittag ist das religiöse Fest, nachmittags der Samson-Umzug. Aber schon am Samstag-Abend erscheint, von Musik begleitet, die Riesengestalt des einen französischen Kürassier, gleichsam den Kriegsgott darstellenden Samson. Mit seiner haus-hohen (samt seinem Träger über 5 m) Gestalt erscheint er vor den Häusern der Notabilitäten der Gemeinde, führt je einen kleinen Tanz auf, macht einen schönen Knix und wird, wenn er mit seinen Besuchen zu Ende ist, mit stillem Trommelwirbel heimbegleitet. „Der Samson geht schlafen.“ Im Feuerwehrhause liegt er dann bis Sonntag nachmittags, wann seine Haupttätigkeit, der Umzug mit der in napoleonischer Garde-Uniform bekleideten Schützengarde beginnt. Er begrüßt hiebei mit einem kleinen Tanze die einzelnen Sommergäste, zu Ehren derer die Schützengarde je eine Generaldecharge abfeuert.

Es ist ein eigentümlicher, ergreifender Anblick, das Erscheinen der alten Uniformen in dem entlegenen Alpendorfe, der Rückstrahl der „Gloire“ durch Zeit und Raum in ein armseliges Heute, dann die Riesengestalt des Samson, der mit seinem ernstem und doch gutmütigen Gesichte wie eine alte heidnische Gottheit zwischen den armen Bauernhäusern herumzieht. Ergreifend ist auch der Ernst, mit dem die ganze Zeremonie gefeiert wird, und es ist offenbar, daß es sich um ein Fest handelt, das seinen Ursprung in weiter, weiter Vergangenheit hat.

Die Sage von einem ausgestorbenen Riesengeschlecht ist in vielen Fällen (so Innsbruck: Wilten!) nachweisbar auf den Fund von Mammuthknochen zurückzuführen und dürfte auch hier der Samson-Kultus eine ähnliche Wurzel haben. Dieser Samson aber, der heute herumzieht, wurde nach der Volkserinnerung von einem beim napoleonischen Durchzuge zurückgebliebenen (desertierten) Franzosen angefertigt, und auch die Monturen der Schützengarde finden ihren Ursprung in einem zurückgelassenen französischen Monturdepot. Es bedarf einer ganz besonderen Übung und Geschicklichkeit, die 68 Kilogramm schwere Samsonfigur (in dieser verstedt) stundenlang zu tragen und im Gleichgewicht zu halten, ja, mit ihr Tänze aufzuführen. Der heutige Samsonträger, der 60jährige Josef Sudler, bekleidet dieses Ehrenamt seit 31 Jahren.

Ich habe schon erwähnt, daß das Gebiet reich an Altertümern ist. Ein interessantes Gemälde von besonderem künstlerischen Werte, die Hölle darstellend, befindet sich am Kalvarienberge von Krafaudorf, ausgelegt der Nachmittagssonne und den Stürmen. Hochinteressant ist die in gotischem Stile erbaute alte St. Ulrichskirche am Eingange des Strachgrabens mit einem aus dem Jahre 1521 stammenden Altare, an welchem besonders das unterste, die Grablegung darstellende, in prächtigem Renaissancestil gemalte Bild das Auge fesselt.

Und so bietet die Gegend allen denen, die für die Dauer einer Zeit dem gewohnten Komfort entsagen können, eine reiche Fülle geistlicher Genüsse und Gelegenheit zu ganz eigenartigen naturwissenschaftlichen, volkskundlichen und kunstgeschichtlichen Betrachtungen.

Erlebnisse auf unserer Glockner-Expedition.

Von Anton Lude, Ruffstein.

Endlich soll sie losgehen, unsere Fahrt auf den Großglockner, den wir schon lange im Kopfe hatten. „Also vier Uhr früh am Stadtplatz!“ Damit verabschiedeten wir uns, mein Freund Rogler und ich. Samstag, 15. August, 1/2 5 Uhr früh, fuhren wir auf unseren Rädern zur Stadt hinaus, mein Freund, dessen Freundin und ich. Die Eispidel hatten wir aufs Rad gebunden und nun ging es lustig die Eisbergstraße hinein, trotzdem auch, daß es ein wenig regnete. Aber nicht lange, denn als wir gegen Ellmau kamen, guckte auch schon die Sonne hinter den Loferer Steinbergen hervor und riß den Nebel, der bisher alles in ein ödes Grau gehüllt hatte, auseinander. In Ribbühel hatten wir schon das schönste Wetter. In der frischen Morgenluft bekamen wir auch alsbald Hunger, und so beschloßen wir, hier etwas Rast zu machen und zu jausen. Dann wieder hinauf aufs Rad und weiter ging's, gegen Jochberg zu. Schon spürte man allmählich die Steigung, und als wir das Dorf hinter uns hatten, durften wir schon ganz anständig auf die Pedale treten. Endlos schien die Straße zu sein. Abwechselnd, teils schiebend, teils tretend, erreichten wir so gegen 10 Uhr den Paß Thurn. Von hier stauten wir nun in schneidiger Fahrt hinab nach Mittersill. Herrlich war der Blick auf die Gletscherriesen der Hohen Tauern uns gegenüber, welche ihre frisch beschneiten Firnfelder in der Morgen Sonne glänzen ließen. Aber je näher wir gegen Mittersill kamen, desto stärker drückte uns ein Gedanke, nämlich der an unsere Rückfährte, welche drunten im Tale unserer harrten. Denn da hatte Freund Rogler wieder einmal was Feines gemacht. Zuerst wollten wir die Rückfährte mit dem Auto nach Mitter-

sill schicken, aber das war zu teuer; so gab sie mein Freund mit der Bahn auf. Aber anstatt daß er sie nun nach Kaprun geschickt hätte, was noch dazu billiger gekommen wäre, gab er sie nur bis Mitterjill auf. Als wir nun hier ankamen, konnten wir die schweren Säcke selbst wieder bis nach Kaprun hinaustragen. Sonst hätten wir leer hinausfahren können. Als ich ihm deshalb einige schöne Namen gab, meinte er noch trocken: „Ja, eigentlich ist das ein ganz gutes Vortraining.“ Als wir so schwerbepackt talaus fuhren, hielten wir endlich Ausschau nach einem schönen Ruheplätzchen, denn die Uhr zeigte schon auf 11 Uhr und wir hatten einen Bärenhunger. Nicht lange dauerte es und wir sahen ein kleines Wäldchen neben dem Weg; ein kleiner Bach befand sich auch nebenbei. Keinen schöneren Platz konnten wir uns wünschen und Kogler fing auch sofort an zu kochen. Nachdem wir gegessen hatten, wurde noch eine Limonade gebraut. Dann legten wir uns ein bißchen ins Gras und beratschlagten, wie weit wir eigentlich heute noch kommen wollten. Nachdem wir so eine Weile recht geseit geredet hatten, mußten wir doch wieder an die Weiterfahrt denken. Bevor ich aufstieg, band ich mir meinen Bulloder auf den Sattel, denn mein S... bereitete mir allmählich Schmerzen. Nun fuhren wir weiter und nach etwa halbstündiger Fahrt sahen wir endlich Kaprun in der Ferne auftauchen. Doch es dauerte noch eine ziemliche Weile, bis wir das Dorf erreichten. Ein so malerisches Dörfchen hatte ich noch nie gesehen, mit seinen zierlichen Gärten und Häuschen. Auch große Hotels und Cafés gab es hier. Doch hatte eine Ueberschwemmung das Dorf ziemlich verwüstet und wir sahen auch Militär, welches zu Aufräumungsarbeiten hier anwesend war. Nun wurde der noch fehlende Proviant ergänzt und dann fuhren wir weiter gegen Kesselfall. Ein in gleicher Richtung fahrender Chauffeur nahm sich unserer Rucksäcke an und legte sie bis zum Hotel auf. Mit leeren Schultern war es nun ein leichtes Fahren und bald waren wir auch in Kesselfall angelangt. Interessant war die Siegmund-Thun-Klamm, welche sich tief unter der Straße steil hinabzog. Im Hotel stellten wir unsere Räder ein, dann wurden die Bergschuhe angezogen, denn bisher hatten wir Kletterschuhe an. Auch tranken wir noch eine Tasse Kaffee. Nun ging es gemüthlichen Schrittes die steilen Serpentinien hinan zum Moserboden, unserem heutigen Ziel. Nach zweieinhalbstündigem Marsche langten wir endlich, schon ein bißchen müde, droben an. Nun hieß es, einen geeigneten Bivakplatz suchen, und bald hatte Hans ein kleines Hüttchen entdeckt unter einem großen Felsen, welches sogar ein Strohlager hatte. Hier beschloßen wir, zu bleiben, und bald summtete der Kocher. Währenddem richtete unsere Begleiterin das Bett her, denn wir hatten auch Decken mit und sogar einen Schlaffack, den uns ein Bergkamerad geliehen hatte. Inzwischen war das Essen fertig und mit einem Wolfshunger ging's über dasselbe her. Als wir fertig waren, krochen wir gleich in der Sack, denn unsere Glieder verlangten nach Ruhe; eine solche Strede hatten sie schon lange nicht mehr zurückgelegt. Bald war ich eingeschlafen und träumte von Sonnenumfluteten Gletschern. Als ich einmal wach wurde, regnete es draußen in Strömen und enttäuschte mich mit meinem Traum. Es regnete auch in der Früh und auch den ganzen Vormittag. Wir beschloßen daher, vorläufig in dieser Hütte zu bleiben und Besserung des Wetters abzuwarten. Nachmittags, als es dann ein bißchen aufhellte, spazierten wir hinein zum Karlinger-Gletscher und stapften ein bißchen auf seiner Zunge herum. Während des Zurückgehens suchten und fanden wir auch einige Edelweiß. Am Abend kehrten wir wieder in unsere Villa zurück, wo ich mich bald wieder in den Sack verkroch, desgleichen auch

die anderen, und bald umging uns die stürmische und regnerische Nacht.

Am nächsten Morgen das gleiche Hundewetter. Die umliegenden Gipfel sahen grau und düster auf uns herab. Als es gegen 9 Uhr etwas heller wurde, einigten wir uns, aufs Wiesbachhorn zu gehen und lieber naß zu werden als noch einen Tag zu verbummeln. Eine halbe Stunde kaum waren wir unterwegs, da hörte es auf zu regnen und die Sonne lugte zwischen Wolfenkegen herab. Vor Freude kamen wir bald in eine Gangart, daß nach 1½stündigem Marsche das Sch.-Schweiger-Haus erreicht war. Ohne Rast gingen wir weiter, bis auf einmal — wir waren gerade am Anfang des Raindl-Grates angelangt — ein furchtbarer Schneesturm einfiel, der uns im Nu in ein dichtes Nebelmeer einhüllte. Der Wind heulte, daß man auf 2—3 Meter schreien mußte, um sich gegenseitig zu verstehen. Geradezu mit Kraft mußten wir uns gegen den Sturm emporarbeiten, als er plötzlich, so schnell er gekommen war, wieder aufhörte und die Sonne wärmend ihre Strahlen herabsandte. Nun sahen wir unseren Gipfel, sonnebestrahlt, im blendenden Winterkleide vor uns. Doch kaum war der Gipfel betreten, so fing es von neuem an, zu stürmen und zu schneien. Mit Freude im Herzen, daß wir den Gipfel doch erreicht hatten, stiegen wir gleich wieder ab, und als sich später die Sonne herauswagte, wurde endlich Rast gemacht; denn seit dem Frühstück hatten wir nichts mehr gegessen. Da sah ich zum ersten Male den Glogner von der Nähe, doch sein Haupt hüllte er trotzig in finstere Nebel und unheimlich sah seine Nordwand herüber zu uns. Heimliche Zweifel stiegen mir auf, ob uns das Wetter wohl gnädig sei oder ob ich ohne „ihn“ wieder nach Hause müßte.

Am Dienstag früh stiegen wir über den Karlinger-Gletscher hinauf auf die Riffsharte und von dort hinüber zur Oberwalderhütte. In der Früh schaute es her, als ob der schönste Tag würde, doch bald verdeckte sich die Sonne wieder hinter aufziehende Nebel und wir dachten schon, daß es wieder so anginge wie gestern am Wiesbachhorn. Aber das Wetter war diesmal gnädiger, denn bei der Hütte angelangt, war es wieder schön. Hier wurde nun Rast gemacht und Stärkung eingenommen, denn anfänglich wollten wir heute noch bis zur Adlersruh aufsteigen. Ein anwesender Bergsteiger warnte mich jedoch vor diesem Vorhaben mit der Begründung, daß es dort oben sehr teuer sei, und nannte mir einige Preise, welche mit unserem Geldbeutel allerdings in schlechtem Einklang standen. So wurde denn beschlossen, zur Hoffmannshütte abzustiegen, wo wir früh am Nachmittag anlangten. Während ich in der Sonne lag und den auf- und abziehenden Karawanen zusah drüben am Hoffmannsgletscher, stiegen meine beiden Gefährten an den Hängen herum, um Kräuter zu suchen. Bald war es wieder Abend geworden. Nebel und Wolken waren fast alle verzogen und wir sahen endlich den Glogner ganz frei, seine Spitze glänzte noch im Scheine der untergehenden Sonne. Immer wieder schaute ich hinauf zum Gipfel: „Ob es wohl hält morgen — oder ob es wieder regnet?“ Das waren so meine Gedanken, welche ich den ganzen Abend im Kopfe hatte, und als wir schlafen gingen, lief ich noch einmal schnell hinaus, und als ich einen sternklaren Himmel sah, legte ich mich beruhigt nieder.

In der Frühe um ½ 6 Uhr verließen wir als erste die Hütte. Bald war die Pasterze überquert, und nun ging's in flotter Gangart das steile Geröllsteiglein hinan, dem Hoffmannsgletscher zu. Dort herrschte schon Hochbetrieb. Wohl gegen 8 Partien mit ihren Führern waren hier

und beschäftigten sich mit Anseilen und Anschnallen der Steigeisen. Das hatten wir auch bald erledigt und so stiegen wir inmitten der zahlreichen Partien den Gletscher hinauf. Anfangs ging es durch ein Spaltengewirr hin und her. Da ich im Sommer noch nie auf einen Gletscher gekommen war, kam mir dieses Ausweichen und Ueber-springen der Spalten sehr interessant vor und machte mir viel mehr Freude als das Klettern. Weiter oben hörten die Spalten dann ziemlich auf, und nun ging's sehr steil den Firnhang hinan. Bald hatten wir sämtliche Partien, welche vor uns waren, überholt und nach zweieinhalbstündigem Marsche war die Adlersruhe erreicht. Hier setzten wir uns vor der Hütte auf eine Bank und packten unsere Tause aus. Erstaunt sahen die Leute beim Fenster heraus, doch uns drei kümmerte das nichts, sondern wir verspeisten gemüthlich unser Frühstück. Nach kurzem Aufenthalte stiegen wir weiter. Dichter Nebel umhüllte uns, so daß man oft kaum die Spuren sah, trotz des tiefen Neuschnees. Nun wurde es immer steiler und in dem tiefen Schnee rutschte man immer zurück, was mich an den Füßen ziemlich müde machte. Plötzlich standen wir vor Felsen und nach wenigen Seillängen auf dem Kleinen Glodner. Dann noch ein paar Seillängen leichter Kletterei und wir schüttelten uns im dicksten Nebel auf der höchsten Spitze Oesterreichs die Hände. Ein jahrelanger Wunsch war in Erfüllung gegangen.

Nach kurzem Aufenthalte wurde der Abstieg angetreten. Zahlreiche Leute stiegen jetzt zum Gipfel auf. Wir waren froh, daß wir diesem Rummel zuvor gekommen sind und das Glück gehabt haben, allein auf dem Gipfel zu sein. Allerhand Leute konnten wir sehen: der eine mit einem feinen Ueberzieher, der andere mit steifem Kragen und weißen Handschuhen; einer hatte gar Halbschuhe an; dann kam einer mit einer Kniehose; für mehr Stoff hatte wahrscheinlich das Geld nicht mehr gelangt, denn sie hörte einen halben Meter ober dem Knie schon auf. Während dieser Studien langten wir wieder auf der Adlersruhe an, doch auch diesmal ging's achlos vorbei. Der Schnee war indessen so weich geworden, daß man sogar mit samt den Eisen immer ins Rutschen kam. Gegen 2 Uhr nachmittags langten wir wieder bei der Hoffmannshütte an, in deren Nähe wir uns zur Mittagspause niederließen. Da ich morgen Abend unbedingt zu Hause sein mußte — eigentlich sollte das heute schon sein —, beschloßen wir, heute noch zum Moserboden hinüberzugehen. Es war gerade 3 Uhr, als wir aufbrachen. Nachdem die Oberwalderhütte hinter uns war, wurde das Seil wieder angelegt, denn gegen die Riffelscharte zu und auch drüben hinunter waren viele verschneite Spalten. Gegen 1/28 Uhr abends kamen wir mit einem unheimlichen Hunger und auch ein bißchen müde bei der Sennhütte am Moserboden an. Hier hatten wir auch unsere übrigen Sachen gelassen. Bald hatte Hans eine Schüssel Kakao gekocht, und nachdem wir satt waren, krochen wir sofort ins Heu; in dem Kleinen Hüttlein konnten wir nämlich nicht mehr schlafen, das war vom Hotel aus zugenaelt worden. Doch es läßt sich im Heu auch fein schlafen, besonders wenn man müde ist. Am nächsten Morgen, 5 Uhr früh, standen Hans und ich auf, um ein paar Edelweiß zu suchen. Ein herrlicher Morgen war's, die Gletscher waren alle schon von der Sonne beleuchtet und es tat uns wirklich leid, daß wir heute nach Hause fahren mußten. Doch der Himmel tröstete uns ein wenig. Denn als wir gegen 9 Uhr den Moserboden verließen, war alles wieder mit Wolken überzogen und ein feiner Regen begleitete uns zu Tal. Oberhalb des Kesselfalles fing es an zu gießen, und ganz durchnäßt kamen wir beim Hotel an. Dieser Wettertrost

sollte aber noch viel stärker werden. Als es ein bißchen nachließ, wurden die Räder bestiegen; wir waren aber nicht weit gefahren, da mußten wir schon unterstehen. Auf Grund dieses Wetters beschloßen wir, ein Stück mit der Bahn zu fahren. Von Kaprun fuhren wir hinüber auf Zell am See. Hier schien wieder die Sonne und weiß leuchteten die Berge herüber, von denen wir kamen. Bis Hochfilzen wurde die Karte gelöst, denn weiter langte das Geld nicht mehr. Von hier ging's wieder zu Rad gegen St. Johann zu. Durch einen Raddefekt wurde die Fahrt einmal unterbrochen, dann fing es zur Abwechslung wieder an zu regnen, und in St. Johann waren wir zum zweiten Male durchnäßt. Hier tranken wir schnell heißen Kaffee und fuhren dann bei strömendem Regen weiter, denn nasser konnten wir ja doch nicht mehr werden. Das Wasser rann mir beim Halse hinein, in den Schuhen konnte ich Wasser treten, das Gewand war voll Dreck, so kamen wir abends in Ruffstein an. Aber schön war's doch!

Rätsel.

Die nachstehenden 16 Namen von Bergsteigern sind durch Verschiebung nach rechts oder links so untereinander zu schreiben, daß die entsprechenden 16 Buchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines Dreitausenders ergeben, der von den meisten Gipfeln des Wilden Kaisers aus sichtbar ist.

Thurwieser
Placidus a Spescha
Weilenmann
Lyndall
Stantig
Payer
Barth
Purtscheller
Grohmann
Sausure
Güffelbt
Whymper
Coolidge
Ruthner
Zsigmondy
Wummary

A. Witschel, Ruffstein.

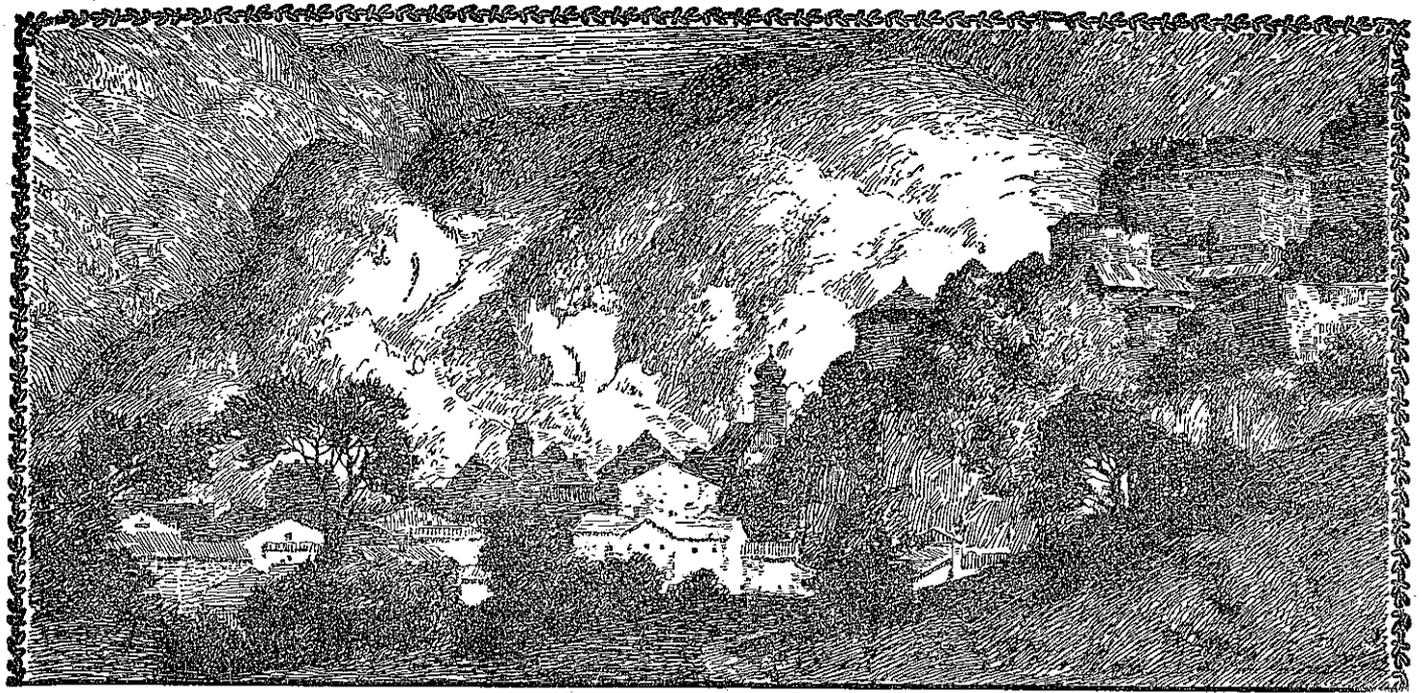
Steinbrech.

Franz Nieberl.

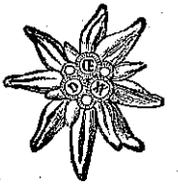
Wo nicht mehr das Krummholz schwanket im Wind,
Nicht Blümlein, nicht Wasser zu finden sind,
Da krallt sich in dürftiger Riße Grund
Ein schwaches Pflänzlein, doch kerngesund.

So winzig auch scheint das zarte Ding,
Ist doch seine Arbeit mit nichten gering.
Ganz langsam, doch stetig vollführt seine Kraft,
Was sonst nur des Sprengpulvers Körnlein geschafft.

Sie scheinen so friedsam, so harmlos, die Zwerge,
Die mitarbeiten am Sterben der Berge.



Mitteilungen der Sektion Kufstein des D.u.De. Alpenvereins



4. Jahrgang

Kufstein, Dezember 1931

Nummer 12

Vom Bergsteigen.

Rede, gehalten in unserer Bergsteigergruppe
am 28. Oktober 1931.

Gabriel Baumgartner.

Wenn wir heute den Jahrestag unserer Gründung feiern, an dem wir uns zu einem Freundschaftsbunde bergbegeisterter Menschen zusammenschlossen, so ist es nicht unangebracht, einmal einen Rückblick über das Bergsteigen im allgemeinen zu tun, um zu sehen, welchen Anteil der Einzelne an dieser Bewegung hat und welche Stelle das Bergsteigen im Leben eines Volkes einnimmt.

Waren es vor hundert Jahren ganz vereinzelt Männer, die Bergsteiger in unserem Sinne waren, so sind es heute hunderttausende, Männer und Frauen, Jungvolk und reifstes Alter, Deutsche und Welsche, Germanen und Romanen. Alle Länder hat diese Bewegung ergriffen. Wir sind aber noch nicht am Ende dieser Zeitströmung und können die weitere Entwicklung nicht voraussehen, sondern nur den bisherigen Verlauf betrachten und daraus Schlüsse ziehen.

Suchen wir nach den Vorläufern in früheren Jahrhunderten, so erinnere ich mich, gelesen zu haben, daß Petrarca, einer der drei großen Sprachschöpfer Italiens, der erste Bergsteiger genannt werden kann, von dem wir schriftliche Kunde haben. Die Jahrhunderte herauf galten die Berge als der Ort der Schrecken, kamen doch von dort herab Sturm und Ungewitter, Eishauch und Lahnbruch. Jäger und Hirten waren die einzigen Menschen, und die stiegen nie hinauf, ohne sich vorher durch Geheimmittel vor den dort hausenden Unholden geschützt zu haben. Erst als die Wissenschaft sich freie Bahn gebrochen, zog man aus, die Bergwelt zu entdecken, man maß und beschrieb, erforschte Tiefe und Höhe. Mit der erweiterten Kenntnis der Natur änderte sich aber auch die Anschauung über die Berge. Die schrittweise Entwicklung des Bergsteigens bis zum Weltkriege mit dem darauffolgenden ungeahnten Aufschwung ist uns allen bekannt und bedarf keiner weiteren Worte.

Näher liegt uns aber die Frage: Wem hat diese für unsere Gesittung unbedingt bedeutsame Erscheinung ihr Dasein zu verdanken, welche Kräfte und welche Umstände haben sie hervorgerufen? Die Frage birgt zwei verschiedene Betrachtungsweisen geschichtlicher Ereignisse. Die eine findet ihre Antwort in geistigen Kräften und sittlichen Gedanken, die die Menschheit leiten und die Geschichte gestalten; die andere sieht in der Umwelt, in den gesellschaftlichen Zuständen die Ursachen und Beweggründe jeglicher Gestaltung.

So können wir Wissensdrang und Entdeckerfreude als die treibenden Kräfte der großen Ersteigungen um die Wende des 18. Jahrhunderts ansehen, die aber auch heute bei den großen Auslandsfahrten wie bei jeder Erstersteigung zu Tage treten. Natursinn und frohe Wanderlust drängten viele auf die neue Bahn; am mächtigsten jedoch wirkte sich der Kampfgeist aus, der so recht unsere jüngste Zeit kennzeichnet und sich als die am stärksten treibende Kraft erweist.

Das Bergsteigen können wir aber auch als Folge der veränderten Umwelt betrachten. Die fortschreitende Entwicklung und Verfeinerung der Lebensgestaltung, die Zusammenhäufung der Menschen in den Städten und die sich steigernde Hast und Not des Maschinenzeitalters, die dem Einzelnen jede Freiheit nimmt: all das zwingt und drängt den Menschen zur Flucht zurück zur Natur, hinauf zu den Bergeshöhen. Auf Tage und Stunden vergißt er nun den grauen Alltag, fühlt sich als „Fürst dieser Welt“ in Freiheit und Licht. Was ihm unten verwehrt, die freie Betätigung seiner Kräfte, oben kann er sie vollends entfalten. Freudigst nimmt er jede Last und Entbehrung auf sich; was dort Qual, wird da zu Lust. Verkümmert er in dem Getümmel der Stadt, in den Bergen findet er seinen Jungborn.

Das wurde schon hundertmal gesagt. Man begnügte sich aber bisher stets mit dieser Feststellung und fragte nicht weiter um die Herkunft dieser Einflüsse, nicht um den Menschen, der diese neuen Gedanken schuf. „Die neue

Geschichtsbeschreibung sieht den Menschen selbst als geschichtegehaltend, den Menschen als ein Glied seiner Rasse, aus deren besonderem Geiste heraus die Geschicke einer Zeit und eines durch die Rasse bedingten Volkes kommen.“ (Günther.) Ich möchte versuchen, das Bergsteigen von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Wir brauchen natürlich nicht die einzelnen führenden Bergsteigergestalten und führenden Forscher einer Körpermessung zu unterziehen, sie auf Haar und Augen, Kopf- und Körperlänge zu prüfen, ein treffenderer Bundesgenosse kommt uns da zu Hilfe: der Geist. Nicht die äußerlichen Körpermerkmale sind allein maßgebend, sondern die Neukerungen der Seele sind für die Rasse ausschlaggebend. Es fällt nicht schwer, uns in die Werte der ältesten Bahnbrecher zu versetzen, denn wir fühlen bald heraus, daß wir Geist von diesem Geiste sind. Derselbe tiefe Drang durchseelt uns wie sie, und wir staunen über die Kühnheit ihrer Unternehmungen, denen die tausend Hilfsmittel von heute fehlten und die so, in Anbetracht des gänzlichen Mangels an Erfahrungen, den Gefahren voll und ganz ausgesetzt waren. Wieviel leichter haben wir es heute!

Unhändigen Tatendrang, entschlossenen Mut und harten Willen stellen wir in reichstem Maße fest, vereint mit einzigartiger Entdeckerlust, die der nur nachfühlen kann, der selber neue, noch unbegangene, für unmöglich gehaltene Wege gefunden und sie erkämpft hat. Gerade der Kampf, dieses Messen der Kräfte mit den Schwierigkeiten und Gefahren des Berges, dieses faustische Ringen und Suchen nach unseren Grenzen ist reiner, nordischer Geist, der Geist der Kühnheit und der stolzen Tat, der unsere herrliche Sprache schuf und die gotischen Dome erbaute.

Der Geist aus nordischem Blute hatte da eine neue Bahn sich gebrochen und die himmeltragenden Berge, deren Tiefen und Höhen gleichsam seine Verkörperung darstellen, als Arbeitsgebiet erwählt und gleichzeitig eine neue Form seiner Tätigkeit geschaffen: das Bergsteigen. Hier kann der nordische Mensch sich ganz seinem Wesen hingeben, und er tut es auch mit der Leidenschaftlichkeit und unselftischen Hingabe, die so recht seiner Rasse eigen ist.

Die großstädtische Entwicklung ist der geeignete Nährboden für das Wachsen der Zahl der Bergsteiger; sie ist aber nicht die Ursache, sondern sie stellt die Schicksalsfrage an die Menschen: Fügen oder Wehren, Großstadtbrei oder Selbständigkeit? Die Antwort „Flucht aus der Großstadt“ ist ein Aufbäumen der nordischen Seele gegen artfremden Geist, der Formen angenommen, an die sich der einzeltümliche Mensch im Gegensatz zum Massenmenschen nicht anpassen kann. Der nordische Mensch braucht ein freieres Leben, und das findet er, weil es ihm der Beruf nicht mehr bieten kann, in den Bergen. Hier, auf sich selbst angewiesen, fern aller Fürsorge um sein Leben, regt sich sogleich sein Blut zu frohem Kampfe um die Freiheit, eingedenk Fausts Worte:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Mit diesem Hinweis möchte ich gezeigt haben, daß das Bergsteigen aus nordischem Geiste geboren, von nordischen Männern gehegt wurde und daß wir die derzeitigen Träger und Hüter sind.

Wenn meine Ansicht richtig ist, daß Menschen mit nordischem Blute sich zum Bergsteigen mehr hingezogen fühlen als andersrassische, so müßte ein Volk mit größerem nordischen Blutsanteil mehr Bergsteiger aufweisen als ein an Norden armes Volk. Das Bergsteigen ist heute ein Bestandteil europäischer Gesittung geworden, doch ist der Hundertteil, die einzelnen Völker stellen, sehr unterschiedlich. Ohne Ueberhebung können wir Deutsche sagen, daß es bei uns Volksgut geworden ist und wohl am meisten von uns gepflegt wird. Unstreitig folgen dann die Eng-

länder vor den Romanen. Die germanischen Völker beteiligen sich mithin stärker am Bergsteigen als ihre Nachbarn. Man braucht wohl von der Rassenkunde nicht viel zu wissen, um selber entscheiden zu können, bei welchen Völkern der Anteil an nordischem Blute größer ist. Nur darf man nicht vergessen, daß auch die romanischen Völker früher reicher an Vertretern dieser Rasse waren als heute und daß nordischer Geist nicht immer an äußere nordische Merkmale gebunden ist.

Vielleicht tritt uns nun klar ins Bewußtsein, was wir längst dunkel gefühlt:

In frohem Tatendrange nur frei
Fühlt sich unsere nordische Seele.

Bergfahrt 1924.

D. Reumann, Berlin.

Wenn Sturm und Regen wettern und der November-Monat seine dicken Nebel wie ein Leichentuch ausbreitet, dann bereitet sich der Bergsteiger, und insbesondere der Berliner Bergsteiger, auf seinen Bergfahrtbericht vor. Natur geht zur Ruhe und zwingt zum Nachdenken an jene unvergeßlichen Stunden, die der Bergfahrer im heißen Sommer auf Firnen und Gletschern erlebt hat, und die Erinnerung an jene Stunden lassen Licht und Sonne selbst durch den stärksten Novemberebel dringen.

Nicht von sportlichen Höchstleistungen kann ich berichten, wohl aber von einem Naturgenuß, wie ihn nur der Norddeutsche empfinden kann, der sich, von seiner Arbeit losgerissen, in der Gebirgswelt Erholung und Bergesfreude sucht.

Die Vorbereitung schon ist ein Genuß. Mit welcher Sehnsucht betrachtet man den treuesten Gefährten, den Bergschuh. Sauber und sorgfältig gefettet hängt er in der Kammer, mit dem Schaff nach unten, sorgsam ausgefüllt mit Papier, damit er seine Form nicht verliert. Jetzt beginnt die letzte Delung vor der Reise, nicht äußerlich, sondern von innen wird seine Seele aufgefrischt. Benzin, siedend bis 50 Grad Celsius, gemischt mit Vaselin und Paraffin, wird in sein Inneres gegossen. Und wie er lechzend trinkt und aus allen Poren schwitzt, wie er sich dehnt und geschmeidig wird, als ob er jetzt schon Bergeslust atmete und die Zeit herbeisehnte, um den Wanderer auf steilen Pfaden, an Schrosen und Hängen sicher zu führen.

Auch der allzeit treue Begleiter, der Rucksack, blüht eifersüchtig auf die Vorbereitung und will nicht vergessen sein. Sein Inhalt ist schon seit Jahren festbestimmt und in einer Liste vermerkt, aber die alten und wunden Stellen sind noch auszubessern. Ob man nicht doch einen neuen kauft, wird überlegt. Niemals! Ich würde mit einem neuen Rucksack keinen Schritt wandern, die Trennung von dem alten Gefährten wäre zu schmerzlich.

Dann der Reiseplan; Karten und Führer heraus und sich schon vorher in die Gebirgswelt hineindenken, damit Bergschuh, Rucksack und Pidel nicht später lächeln, sei es über die anmaßende Kühnheit, den höchsten Gipfel zu bezwingen, oder über die endlose Talwanderung, die dem Bergschuh unbegreiflich erscheinen muß. Das Hauptziel ist bald gefunden, es liegt schon meistens seit der letzten Bergfahrt fest, aber es führen viele Wege zum Ziel, darum wird mit größter Sorgfalt die Karte studiert. Zunächst ein bis zwei Tage Marsch im Borgelände, um das Auge zu weiden und den trägen Gliedern Bewegung zu geben. Mit dieser kurzen Talfahrt ist auch der Bergschuh einverstanden, denn er leidet ja auch zunächst unter denselben Anstrengungen.

Dann hinauf zur Hütte, die dort in etwa 1700 m winkt. Wird man's auch schaffen? Der letzte Anstieg ist steil,

die Höhenlinien der Karte sind eng aneinander, der Weg ist zuletzt baumlos. Doch jene Sennhütte auf der Karte bietet Unterkunft, der Führer sagt's, und ein weiches Heulager über der stampfenden Viehherde ist ein gutes Ruhelassen. Doch wohin geht der Weg von der Hütte weiter? Dort jene Serpentine scheint nicht schwierig, 300 m Steigung nicht viel, aber sie endet im Geröll; der Weg zu jenem Joch scheint besser; nein! an jenem Hang, der allerdings steil abfällt, aber auf der Karte deutlich markiert ist, genießt man die herrlichste Talansicht. Ja selbst über das Vorgebirge ist Aussicht, denn der Pfad ist nach der Karte 200 m höher. Aber wo ist der nächste Ruheplatz? Jene Hütte ist noch 8 Stunden entfernt, 400 m Abstieg und ebensoviel Aufstieg, und der Weg durchs Tal scheint wenig betreten. Aber der Führer gibt Auskunft. Und so wird der Wanderplan schon Wochen vor der Abreise durchgearbeitet. Beim Lesen der Karten denkt man sich in die Umgebung und wird meistens in der Wirklichkeit nur überrascht sein.

Doch nun zur Bergfahrt dieses Jahres. Am Ammersee ist 's Standquartier wie alljährlich. Was würde Mutter Niedermaier und ihr nettes Töchterlein wohl sagen, wenn wir in diesem Jahre untreu geworden? Die duftenden Wälder, der klare See und die Ruhe des Dörfchens Sing, das sind die besten Genüsse in der ersten Woche. Doch zwei Brauereien gibt's, denn die Hitze ist dort groß. Auch wird man sich wieder in Andechs einfinden, denn das „Märzen“ dort oben wirkt Wunder. Daher den Rückweg per Dampfer, obgleich der Hinweg durch Wiesen und Wälder unvergleichlich ist. Hat man aber vom Andechsturm den Wetterstein geschaut, dann ist die Ruhe vorbei und marschbereit wandert man in den nächsten Tagen zur Bahnstation, von den Blicken der Zurückgebliebenen begleitet. Das Züglein rollt den See entlang. Umsteigen! — Eine andere Umgebung. Bidel- und rucksackbeladen strömt die Großstadt zu den erfrischenden Bergen. In Garmisch wird der wohlfrisierte Salontiroler belächelt, während man das elektrische Stahlroß besteigt. Auch Pak- und Gepäckkontrolle gehen schmerzlos vorüber und man atmet schon freier in Scharniz, 900 m über Meereshöhe.

Nichts hält den Wanderer in diesem malerischen ersten Gebirgsdörfchen, denn der erste Ruhepunkt ist nach dem Reiseplan das Karwendelhaus, 4 Stunden von Scharniz im Karwendeltal. Das Gepäck wird durch eine Halbe „Koten“ ergänzt und in schnellen Schritten geht's links ab ins Karwendeltal, begleitet von dem Rauschen der Nar. Die Sonne brennt und der erste Tag ist nicht leicht. Man sucht sich bald ein idyllisches Plätzchen, dort gegenüber dem Hochgleirsch. Den Kocher heraus, auf grüne Matten gebettet, der klare Quell spendet das Kaffeewasser und baldigst ist man, der brausenden Großstadt weit entfernt, von der herrlichen Umgebung hingerissen. Dieses Genießen in den ersten Wandertagen bietet Körper und Geist die größte Erholung. Darum nicht zu eilig in den ersten Tagen; zuerst müssen die Lungen mit der würzigen Bergluft durchtränkt, der Körper muß leicht und elastisch werden und das Auge muß sich stundenlang an der herrlichen Umgebung weiden. Der Abend naht und das Karwendelhaus ist noch weit entfernt. Auch steigen dunkel geballte Wolken herauf; der Abend wird schwül. Die Almhütte dort am Abhange bietet Gewitterschutz und das bekannte Heulager. Der genussreiche Tag ist zu Ende, Milch, Butter und Käse geben ein kräftiges Nachtmahl.

Am frühen Morgen beim ersten Klang der Kuhschellen hat die Talwanderung einen besonderen Reiz. Das Frühstück, an einem idyllischen Plätzchen selbst bereitet, frische Milch und Butter dazu, und die Morgenstille des Waldes mit tausenden Taupföpfchen, in allen Farben in der Sonne

glühend, sind die erhebensten Augenblicke, von denen man sich nicht loszureißen vermag.

Mit dem Feldstecher werden die Abhänge auf Gemsen abgesehen und man findet sie am frühen Morgen rudelweise im Karwendel. Doch das Ziel dort oben, das Karwendelhaus, winkt, man muß schon frühzeitig eintreffen, um noch ein Lager zu erhalten. Der letzte Anstieg wird überwunden und bald sitzt man, vor sich die dampfende Suppe, im Kreise Gleichgesinnter. Erinnerungen werden ausgetauscht, oft noch durch überflüssige Erlebnisse der Großstadt unterbrochen, denn die ersten Hütten sind vielfach das Endziel vieler Sommerfrischler. Doch die Gleichgesinnten haben sich bald gefunden und beim Rebensaft werden die Zukunftspläne eifrig besprochen.

Von der Hohen Salve.

Interessantes aus ihrer Vergangenheit.

August Sieghardt, Nürnberg.

Ende April 1931 erfuhr man aus den Zeitungen, daß das Unterkunftschaus auf der Hohen Salve im Brixental, dem berühmten Aussichtsberge in Nordtirol, ein Raub der Flammen geworden ist. Es ist aus unbekannter Ursache samt der Einrichtung bis auf den Grund niedergebrannt. Da auf dem Salvengipfel kein Wasser vorhanden ist, war an eine Rettung des Hauses nicht zu denken. Die Insassen — die Frau des Hüttenwirtes Huber und zwei kleine Kinder — konnten sich noch rechtzeitig in Sicherheit bringen. Das neben dem Schutzhause stehende Bergkirchlein ist von dem Brande, der während der Nacht ausbrach, verschont geblieben.

Diese Nachricht hat damals sicher bei all denen, die jemals auf der Hohen Salve geweilt und ihre fast einzig dastehende Rundschau genossen hatten, aufrichtiges Bedauern hervorgerufen. Denn die 1824 m Hohe Salve im Brixental, einem Seitental des Unterinntales, das sich von Wörgl gegen Rißbüchel hinzieht und von der Brixentaler Ache durchflossen wird, zählt zu den besuchtesten und berühmtesten Berggipfeln Nordtirols. Sie gilt vor allem als ein Aussichtsberg allerersten Ranges, der mit dem Pilatus und dem Rigi in der Schweiz, mit dem Pfänder bei Bregenz, dem Gaisberg bei Salzburg und dem Schneeberg am Semmering in Punkto Aussicht konkurrieren kann. Das will gewiß viel heißen.

Man erschaut von der Hohen Salve mehr als 250 mit Namen benannte Berggipfel! Deshalb wurde auch die Hohe Salve von den fremden Touristen und Reisenden schon erstiegen oder befahren, als in Tirol von einem wirklichen Fremdenverkehr noch keine Rede war, vor 100 und 200 Jahren! Die berühmtesten Persönlichkeiten Oesterreichs und auch zum Teil Deutschlands — wenn man so sagen darf — haben eine Bergfahrt auf den Hohe-Salve-Gipfel unternommen, fürstliche Personen und gekrönte Häupter sind auf ihm gestanden, Prinzen und Prinzessinnen, hohe geistliche und weltliche Würdenträger. Ihre Namen waren in den alten Fremdenbüchern des Salven-Schutzhauses eingetragen, die nun leider bei dem Brande mit vernichtet worden sind.

Die Hohe Salve (von dem lateinischen „salve“, d. i. sei gegrüßt!) hat eine reiche und bewegte Vergangenheit, aus der hier einiges erzählt werden soll.

In früheren Zeiten, bis zum Jahre 1816, bildete der „Salvenberg“ die Grenze zwischen dem Erzstift Salzburg und dem Kronland Tirol. Bis zu einer Höhe von einhalb Stunden sind seine Hänge, die nur sehr spärlichen Baumwuchs haben, mit mehr als 200 Bauerngehöften besät. Denn es gedeiht hier, wegen der freien, sonnigen Lage des Berges, Getreide aller Art, wenn auch die Ackergründe sehr steil sind. Jene höhere Lage, wo saftige

Alpenmatten den Berg überziehen, das sogenannte Kahlengebirge, bildet den berühmten Aussichtspunkt der Hohen Salve. Seit urdenklicher Zeit trägt der Salvengipfel ein Kirchlein, das dem hl. Johannes dem Täufer geweiht ist und dessen Entstehung auf eine fromme Sage zurückgeht. Eine Mutter soll hier oben zufällig nach jahrelanger Trennung ihren verloren geglaubten Sohn wieder gefunden und den Kapellenbau veranlaßt haben. Urkundlich wird das Kirchlein erstmalig erwähnt im Jahre 1589, als eine Filiale der Kirche zu Brixen im Tale, einem Dorfe am Fuße des Salvengipfels. 1617 wurde die Salventapelle vergrößert, 1648 war sie der Schauplatz einer gräßlichen Mordtat. Der Hüter des Bergheligtums, Matthias Steindl, wurde nachts von zwei Räubern umgebracht und beraubt. Wiederholt wurde das Kirchlein auch vom Blitze getroffen, aber immer wieder erneuert, denn im Laufe der Zeiten war die Hohe Salve zum Lieblingsberg der einheimischen Bevölkerung, der Kitzbüheler, Söllländer und Brixentaler geworden. An kirchlichen Festtagen kam man in der Regel auf der Hohen Salve zusammen und veranstaltete hier oben vergnügte Bergfeste und originelle Spiele. Besonders an den Tagen St. Bartholomä und St. Johannes ging es auf dem Salvenberg hoch her. Eine zünftige Kauferei im Scherz und Ernst seitens der Brixentaler und Söllländer — sog. Bauernturnier — bildete meist den Abschluß der fröhlichen Bergfahrt, bei der man natürlich auch auf das beliebte „Kangeln“ nicht vergaß, eine Kraftprobe der jungen Burschen, das Tausende von Zuschauern auf den Salvengipfel trieb.

In einer Angelegenheit war die Hohe Salve von der Bevölkerung gefürchtet: bei Gewitter! Die Gewitter von der Salve brachten meist Unglück, sie hatten in der Regel einen fürchterlichen Hagelschlag zur Folge. In solchen Fällen mußte der „Salvenhüter“, alias Mesner, vom Gipfel aus den Brixentalern und Söllndlern mit einem riesigen weißen Wetzertuch die drohende Gefahr anzeigen, worauf sofort alle Glöden des Tales zu läuten anfangen. Besonderes Vertrauen hatte man zur Abwendung des Unglückes dabei auf die „Itterer Kag“, auf das „Salven-Hündlein“ und auf den „Brixener Stier“. So wurden nämlich die Glöden vom Dorfe Itter, von Brixen i. T. und von der Hohen Salve genannt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hauste ein gewisser Matthias Wtl aus Brixen im Tale, genannt Salvenhenß, als Wirt und Mesner auf dem Salvengipfel, wo er mehr als dreißig Sommer zubrachte. Das war ein ganz schlauer Kund'. Um das Holz zum Feuermachen nicht selbst auf den Berg hinauftragen zu müssen, machte er den vielen Wallfahrern, die zu ihm kamen, weis, daß ihre Wallfahrt auf die Hohe Salve zum hl. Johannes nur dann eine Hilfe im Gefolge habe, wenn man zugleich ein großes Stück Holz mit herauf auf den Gipfel trage und dieses vor der Kapelle niederlege. Das geschah auch und so war der Salvenhenß das ganze Jahr über reichlich mit Holz versehen . . .

Da das Bergkirchlein und das Mesnerhaus samt Bergwirtschaft Eigentum des fürsterzbischöflichen Konvikts in Salzburg waren, kam hin und wieder auch der Fürstbischof von Salzburg selbst auf die Hohe Salve, ebenso auch jener von Brixen (Südtirol) und der Erzbischof von München. Unter den fürstlichen Besuchern des vorigen Jahrhunderts waren viele Mitglieder des Hauses Wittelsbach und des sächsischen Königshauses, deutsche Bundesfürsten und österreichische Erzherzoge, an ihrer Spitze natürlich der bergbegeisterte Erzherzog Johann. Auch der Kronprinz Rudolf von Oesterreich, dann der Kardinal-

Erzbischof Fürst v. Schwarzenberg aus Prag, der Fürst von Thurn und Taxis u. a. haben die Hohe Salve besucht. Sie ließen sich entweder auf einem Muli den Berg hinaufreiten oder sie benützten eines der vorhandenen kleinen Bergwägelchen, wie man sie auch auf der nahen Schmittenhöhe bei Zell am See verwendete. Als Träger fungierte stets der alte „Salven-Lois“ (Mois Bichler) aus Hopfgarten, der zugleich Bergführer war. Er ist volle fünfzig Jahre lang auf die Hohe Salve gestiegen und hat manch fürstlichen Gulden als Trinkgeld bekommen. Er lebte und starb für seinen Salvenberg, den er nicht weniger als 965mal erstiegen hatte. Sein Wunsch, die 1000. Besteigung zu erleben, ging leider nicht in Erfüllung. Am 18. November 1900 ist er 75jährig in Hopfgarten gestorben.

Als man im Jahre 1857 einen neuen Aufstiegsweg von Hopfgarten zur Hohen Salve gebaut und 1871 das Bergwirthshaus zum Tennwirt auf halber Bergeshöhe errichtet hatte, wo man bequem übernachten konnte, nahm der Besuch der Salve ungeahnte Formen an. Aus aller Herren Länder kamen die Fremden herbei, um das vielgerühmte Schauspiel des Sonnenauf- und -unterganges von der Salve aus zu beobachten. Da ist eines Tages ein hübsches Stücklein passiert. Ein Regimentsarzt aus München wollte von Hopfgarten aus die Hohe Salve besuchen. Er war aber von solch riesigem Wuchs und von solch ungewöhnlichem Leibesumfang und Gewicht, daß der Wirt kein Reittier für ihn zur Verfügung stellen wollte. Kurz entschlossen band sich der dicke Münchener ein Bettuch um den Leib, band dieses an das Zugseil des Muli und ließ sich so auf die Salve hinaufziehen, derart, daß er nur die Füße zu heben hatte! Das war die originellste Besteigung, die die Hohe Salve je erlebt hat! —

Ein Führer auf die Hohe Salve kostete damals hin und zurück 1 Gulden 50 Kreuzer, ein Reittier bis zum Gipfel 4 Gulden.

Im Jahre 1900, am 1. Oktober, fand auf der Hohen Salve die feierliche Einweihung des neuen Gipfelkreuzes statt, an der viele Hunderte von Besuchern teilnahmen. Der Plan, auf die Hohe Salve eine Bergbahn zu bauen, wurde mehrmals erwogen, er kam aber nie zur Ausführung. Die Kosten der 6 Kilometer langen Bahn wurden auf 900.000 Gulden berechnet, wobei man die jährliche Ziffer der Fahrgäste auf 20.000 schätzte. Das Fahrgeld hätte 5 Gulden kosten sollen. Die Bergbahn kam ebensowenig zustande wie der Fahrweg, den der Fremdenverkehrsverein Hopfgarten im Jahre 1911 bauen wollte und der 30.000 Kronen gekostet hätte. So kommt es, daß man die Hohe Salve nach wie vor nur zu Fuß erreichen kann, ein Nachteil, der von den meisten, die diesen Berg lieben, als Vorzug empfunden werden wird und der hoffentlich auch für die Zukunft bestehen bleibt. Das abgebrannte Unterkunftsbaus ist inzwischen bereits durch einen schmuden Neubau ersetzt worden.

Die Auflösung des Rätsels erfolgt in der nächsten Nummer.

Die Hauptversammlung 1931

der Sektion Ruffstein findet am 16. Dezember 1931, abends 8 Uhr, im Spiegelsaal des Hotel Egger statt. Die Mitglieder seien zu zahlreichem Besuche eingeladen.

Die Vorsteher.